Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Neunundzwanzigster Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1844.

Schwester Anna.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1844.

Erstes Kapitel.

Dubourg spielt fortwährend den vornehmen Herrn. — Seine Art, die Kasse zu verwalten.

Dubourg hatte in seinem ganzen Leben noch nie eine solche Summe, wie die ihm so eben von Menard anvertraute, besessen. Ueberhaupt sind die jungen Leute nicht gewöhnt, Schätze zu sammeln; und Dubourg, der als Freund von Spiel, Vergnügen und guter Tafel bloß für die Gegenwart lebte, die Vergangenheit aber der Vergessenheit anheimstellte und sich um die Zukunft gar nicht kümmerte, sah bisher sich nicht veranlaßt, die Sparsamkeit lernen zu müssen.

So lange er Commis in einem Geschäft war, war sein Gehalt so belastet, daß er nur den dritten Theil erhielt; und dies Drittheil reichte bloß auf drei Tage, während welcher Dubourg in der That wie ein Gouverneur im Vollauf lebte.

Da er in seinem Wechselhause lange zu arbeiten genöthigt war, so entschädigte er sich dadurch, daß er die köstlichsten Speisen auf's Bureau kommen ließ; und die Rechnungen des Speisewirths und des Conditors nahmen regelmäßig den größten Theil des am Ende des Monats von Kassier ausbezahlten Gehalts hinweg.

Bei dem Notar gab er sich mit jungen Studirenden der traurigen Leidenschaft des Spiels hin. Die Noth ward dann nur um so größer, denn der ganze

Monatsgehalt verschwand an einem Abend, und er durfte noch von Glück sagen, wenn er nicht auch den des folgenden Monats durch Verpfändung verloren hatte.

Bei dem Anwalt hatte er vollends durch das beständige Spazierenführen der Gemahlin seines Herrn alle Lust zum Arbeiten verloren; bei den immerwährenden Lustpartien wollte er alle Moden mitmachen und die jungen Elegants der Hauptstadt verdunkeln. Damals theilten sich sein Schneider, sein Schuster und sein Pferdemiether in sein Einkommen.

Die gute Tante schickte ihm zwar bisweilen Geld, jedoch keine bedeutende Summen. Die beträchtlichste Sendung waren die fünfhundert Franken, welche er seiner fingirten Ehe und seinen armen Kindern verdankte; und wir haben gesehen, welchen Gebrauch er von diesem Gelde machte.

Achttausend Franken besitzen!... denn soviel betrug die Summe etwa, hieß für Dubourg ein Glück, das kein Ende zu nehmen schien. Es ist zwar nicht zu vergessen, daß diese Summe nicht sein Eigenthum war; aber sie war ihm ganz zur Verwaltung übergeben: er konnte damit nach seinem Belieben schalten und walten, und, was die Hauptsache war, durfte keine Rechenschaft darüber ablegen!... Er wollte keinen Heller von diesem Gelde sich aneignen, aber er wollte es zu Ehren derer anwenden, denen es gehörte, und natürlich dabei auch gerne mitgenießen.

Dubourg befahl daher sogleich, ein ausgezeichnetes Essen für die Reisegesellschaft auf ihr Zimmer zu bringen, welches das schönste im Gasthof war.

Beim Anblick der vielen Speisen, womit der Tisch angefüllt war, rief Friedrich: „Bist Du ein Narr, Dubourg?“ (denn er gab ihm diesen Namen stets vor Menard, der sich nicht mehr darüber wunderte) „das ist ja eine Mahlzeit für zehn Personen! — Mein lieber Friedrich, ich habe bedeutenden Appetit und Lust, hier die Honneurs zu machen, ich wette, daß Herr Menard mir beistimmen wird. — Mit größtem Vergnügen, Herr Baron; die Begebenheit im Walde hat meinen Magen sehr ausgedehnt. — Aber ich glaube, Du hast alle Reisenden zu Tische geladen? — Ganz gewiß nicht, die mögen essen, was sie wollen; ich halte es für das Natürlichste, daß wir uns für die schlechte Mahlzeit in der armseligen Herberge von gestern entschädigen. — Ich bin ganz mit dem Herrn Baron einverstanden; wir haben wahrlich sehr nöthig, uns gütlich zu thun. — Aber... — Ach, der Teufel! willst Du, daß wir wie hungrige Wölfe reisen? daß wir wie die armen Schlucker von Kutscher an der Wirthschaftstafel speisen? Wir müssen unsern Rang behaupten, und ich fühle, mein Freund, gar zu gut, daß mein Magen keine Lust hat, dawider zu handeln. — Der Herr Baron sprechen sehr klug; man muß seinen Rang behaupten,“ sagte Menard, indem er den Flügel eines mit Salz bestreuten Kapaunen zur Hand nahm, den ihm Dubourg präsentirte: „Sie wissen, mein lieber Friedrich, daß dies der ausdrückliche Wunsch Ihres Vaters, des Herrn Grafen, ist. — Ja, mein Freund,“ entgegnete Dubourg, indem er sich vom ältesten Wein, den der

Wirth im Keller hatte, einschenkte, „ich denke, Du solltest dem Grafen, Deinem Herrn Papa gehorchen, und, meiner Treu, Alles wohl erwogen, sehe ich nicht ein, weßhalb ich noch länger das Incognito beobachten soll: ich bin schon weit von Paris entfernt. Es hört nunmehr auf! Ich führe wieder meine Titel und will, daß man mir die schuldigen Ehrenbezeigungen erweise!“

„He! Dubourg! Dubourg! Du wirst uns noch um den Verstand bringen,“ sagte Friedrich ganz leise zu seinem Freunde; aber dieser hörte nichts mehr; er war bereits benebelt und niemals fideler, als gerade jetzt. Er schenkte sich voll ein und stürzte ein Glas nach dem anderen hinunter, indeß Menard mit wahrer Wollust über eine Schüssel Champions herfiel, deren Wohlgeruch seinen Gaumen kitzelte.

„Was halten Sie von meiner Ansicht, Herr Menard? — Sie wissen, Herr Baron, daß ich stets dieselbe hatte. — Es ist so! . . . ich bin Baron, Woywode u. s. w., und wir müssen uns überall auf unserer Reise als solche zu erkennen geben. — Gewiß, Herr Baron, man wird Sie immer an dem edlen Anstand Ihrer feinen Manieren erkennen. — Brav, Herr Menard, das nenn' ich mir einen würdigen Gast! aber Friedrich — nein, der verdient unsere Tischgesellschaft nicht... Noch ein wenig von diesem Hasen, Herr Menard? — Sehr gern, Herr Baron! — Man muß Philosoph sein... der Welt ihren Lauf lassen... aber die edle Philosophie besteht hauptsächlich darin, das Leben zu genießen und sich lustig

zu machen, wo es Gelegenheit gibt... Horaz schon hat gesagt: Dulce est desipere in loco! Ist's nicht wahr, Herr Menard? — Ja, Herr Baron, aber Juvenal empfiehlt den sparsamen Gebrauch des Vergnügens an: Voluptatum commendat rariorem usum. — Wahrscheinlich hatte Juvenal einen schlechten Magen. — Dies ist wohl möglich, Herr Baron. — Noch ein Glas, Herr Menard: zur Ehre Anacreon's, Epikurs, des Horaz und aller Lebenden! — Wir vergaßen Lucullus, Herr Baron! — Richtig: noch ein volles Glas auf Lucullus!"

In Folge des vielen Explenirens zum Gedächtnisse der Alten verloren die beiden Zecher allmählig das der Gegenwart, und Dubourg rief, indem er vom Tische aufstand: „Meiner Treu', ich wette, daß alle Woywoden von Rava, Krakau und von Krapach keine bessere Tafel führen! — Nimm Dich doch in Acht, was Du machst, verdammter Schwätzer! — Sei doch ruhig!" rief Dubourg noch lauter, als zuvor, „ich sage Dir, daß ich für Alles stehe... und daß Papa Menard ein guter Mann ist, den ich schätze und liebe, und dem ich die Augen mit Fasanen oder Trüffeln schließen werde."

Zum Glück hörte Menard nichts als ein bloßes Gemurmel von all den Worten um ihm, und, da er von dem häufigen Expleniren in die Wette mit seinem edlen Tischgesellschafter ganz benebelt war, stand er vom Tische auf, um sich in sein Zimmer zu begeben. Er hielt sich beim Gehen an den Wänden und erreichte unbeschädigt sein Bett, das er sehr nieder

zu machen anbefohlen hatte. Er legte sich sodann, mit dem Essen und des Barons trefflicher Unterhaltung höchst zufrieden, nieder und hielt seine Idee, dem Baron die Kassenführung zur Bestreitung der Ausgaben zu überlassen, für ausgezeichnet; denn er würde nie gewagt haben eine so herrliche Mahlzeit zu bestellen, und sah voraus, daß der Baron, der eben so wohl Gourmand, als Weinkenner war, ihm immerfort für eine wahrhaft fürstliche Tafel sorgen werde, da er sein Incognito nun aufgebe. Kurz, Menard war von seinem Reisecompagnon entzückt und schlief mit den Gedanken über das Glück und das Vergnügen, das ihm von seiner Reise zu Theil werden soll, beseligt ein.

Tags nach diesem Gelage wollte Friedrich unserm Dubourg eine vernünftige Vorlesung halten. Allein dieser entgegnete sogleich: „Willst Du die Kasse führen? Wohlan, nimm sie, schalte und walte damit nach Belieben, denn Du bist der Herr! aber mit Deinen melancholischen Träumereien, die Dich nie verlassen, wirst Du uns schlechte Mahlzeiten bestellen, und doch ist dies, wenn man zu seinem Vergnügen reist, nach meiner Ansicht ein sehr beherzigungswerther Hauptpunkt. — Aber, sei doch wenigstens vernünftig! — Ach! bist Du wohl deßhalb zu beklagrn, daß Du zwei Reisegefährten bei Dir hast, wov..n Dich der eine durch seinen Geist, der andere durch seine Manier, mit der er ein Rebhühnchen verschwinden läßt, zu unterhalten vermag! — Aber wozu die Idee, gegenwärtig vor aller Welt den großen Herrn zu

spielen? — Weil wir uns im Voraus Vergnügen machen müssen; übrigens bist Du Graf, und ich muß deßhalb nothwendig, wenn ich standesgemäß mit Dir reisen will, ein Baron sein. — Aber Deine Kasse wird allzu schnell leer werden. — Gut! aber wir sind noch lange nicht damit zu Ende, und hernach hast Du einen Vater und ich eine Tante! — Ja, ich rathe Dir, hierüber nachzudenken! — Ueberdies siehst Du wohl, daß Dein Mentor mir beistimmt. — Potz Tausend, Du machst ihn so betrunken, daß er nicht mehr weiß, was er spricht. — Sei ruhig, ich stehe für Alles."

Unsere Reisenden setzten ihren Weg weiter fort. Die Pferde, die Friedrich gehörten, liefen vortrefflich; Menard, den diese Art zu reisen in Staunen setzte, dachte bloß: die großen Herren fahren stets im Carrière, und hielt sich am Kutschenschlag, um nicht herauszufallen.

In allen Gasthöfen ließ man es sich angelegen sein, sie als große Herren zu behandeln: sie bekamen überall die schönsten Zimmer, die besten Speisen, den ältesten Wein. Menard war außer sich vor Freude, weil er meinte, daß der Herr Baron seine fünfzehntausend Franken mit der Summe, die er ihm gegeben, vereint habe, und weil er ihn für zu hochstehend und für zu edel hielt, um sich mit der Differenz hinsichtlich der Geldausgaben zu beschäftigen.

Die Reisenden kamen auf diese Weise nach Lyon, sie hatten sich unterwegs nur aufgehalten, um einige schöne Lagen zu bewundern und ihren Pferden die nöthigste Ruhe zu gönnen. Aber in dieser Stadt

sollten sie einige Tage verweilen. Der junge Montreville hatte besonders Lust, sie zu besichtigen, die Umgegend kennen zu lernen und an den Ufern der Rhone sich zu ergötzen. Seine beiden Reisegesellschafter waren mit Vergnügen dabei, einige Zeit in einer Stadt zuzubringen, wo sie so gute Tafel, wie in Paris finden konnten.

Unsere Reisenden waren in einem der ersten Gasthöfe der Stadt abgestiegen. Der Lärmen, den Dubourg von sich machte, die vornehme Haltung Friedrich's, und der Eifer Menard's, überall zu sagen: „Sie haben die Ehre, den Herrn Baron Potosky, Woywode von Rava, und den jungen Grafen von Montreville zu beherbergen," zogen alle Blicke und die allgemeine Aufmerksamkeit auf die beiden jungen Reisenden, welche geneigt schienen, viel aufgehen zu lassen, womit man sich in einem Gasthause am besten empfiehlt.

Die Reisenden bewohnten die schönsten Zimmer des ersten Stockwerkes; sie speisten auch in denselben und verlangten das beste Essen. Dubourg commandirte Alles; Friedrich mischte sich in gar nichts; er wiederholte seinem Freunde nur zuweilen: „Nimm Dich in Acht, was Du machst." Aber dieser entgegnete stets mit solcher Sicherheit: „Sei doch ruhig," daß der junge Graf seinen Freund endlich schalten und walten ließ, ohne ihm weitere Vorstellungen zu machen.

Was Menard anbetrifft, so war dieser mehr als je von dem Baron begeistert, der ihn ein so köstliches

Leben führen ließ; Friedrich ging allein aus, um an den Ufern der Rhone auf- und abzuspazieren; zogen ihn reizende Gegenden an, so kehrte er oft Abends spät oder gar am folgenden Morgen erst in das Gasthaus zurück. Dubourg, der gleich jenen Lügnern, die zuletzt selbst an ihre Betrügereien glauben, sich dergestalt mit seiner angenommenen Person identificirt hatte, daß er Jedem eine Ohrfeige gegeben haben würde, der an seinem Range gezweifelt hätte, Dubourg trug während der Abwesenheit des jungen Grafen seinen Stolz und seine Pracht in der Stadt umher.

Den Arm nachläßig auf Menard stützend, der, um besser zu sehen und besser gesehen zu werden, seinen Hut weit auf den Kopf zurücksetzte, sehr steif und sehr sicher auftrat, und sich bestrebte, eine sowohl edle als liebenswürdige Miene anzunehmen, wenn er mit dem Herrn Baron ausging, spazierte Dubourg in einem großen, dreispitzigen mit einer schwarzen Feder und prächtigen Stahlschnüren verzierten Hute — den er aufsetzte, wie er es bei Molière's Marquis gesehen hatte — in der ganzen Stadt herum. Allerdings paßte sein übriges Kostüm nicht zu dem Hute, aber man trägt auf der Straße keine gestickte Kleider mehr; er ließ nur silberne Eicheln an seine Husarenstiefeln machen, weil er fand, daß dieses einigermaßen polnisch aussehe. Um ungezwungener zu erscheinen, knöpfte er seinen Frack nicht zu, und bediente sich, wenn er nach Jemand sehen wollte, einer ungeheuren Lorgnette, die an einem Rosaband an seinem Halse hing.

Der sonderbare Anzug Dubourgs zog alle Blicke auf sich. Die Einen hielten ihn für einen Engländer, die Andern für einen Russen oder Preußen; wenn aber Neugierige stille standen und bei seinem Erscheinen lachten, so warf ihnen Dubourg einen Blick zu, der ihnen vollständig die Lust benahm, ihn auszuspotten; sie merkten bald, daß der Fremde nicht der Mann sei, sich hänseln zu lassen.

Wenn man aber nur kurze Zeit neben unsern beiden Reisenden herging, so erfuhr man bald, wer der Herr mit dem Federhut war, der so zierlich einherstolzirte und dabei rechts und links lorgnettirte; denn Herr Menard sprach sehr laut, besonders, wenn er bemerkte, daß er beobachtet werde, und legte dann, wenn er sich an seinen Begleiter wendete, einen besondern Nachdruck auf die Worte: „Herr Baron Potoski, Herr Woywode;“ bisweilen nannte er ihn sogar: „Herr von Rava und von Sandomir.“

Seit acht Tagen hielten sie sich in Lyon auf. Friedrich wurde nicht müde, die köstlichen Umgebungen dieser Stadt zu besuchen; aber Dubourg ward es müde sich auf Menards Arm gestützt auf den Promenaden sehen zu lassen. Sie waren an allen öffentlichen Orten, in allen Theatern, in allen Kaffeehäusern gewesen; überall hatte sich Dubourg als großen Herrn und Menard, ohne es zu wissen, als Helfershelfer gezeigt; denn der arme Hofmeister war äußerst treuherzig, und fühlte sich sehr geehrt, auf diese Weise mit dem edeln Freunde seines Zöglings herum zu spazieren, der so oft es passend war eine Citation

anführte, und ihn mit den Beschreibungen seiner Reisen durch alle Gegenden der Welt zu betäuben wußte.

Seit mehreren Tagen trieb Dubourg an Friedrich, Lyon zu verlassen, und dieser verschob die Abreise immer auf den folgenden Tag, als Dubourg eines Morgens ein Schreiben empfing, welche seine Absicht vollständig abänderte.

Dieses Schreiben war an den Herrn Baron Potoski, polnischen Edelmann, adressirt. Dubourg überlas die Aufschrift zwei Mal. Wer konnte ihm schreiben ... ihm diesen Namen geben ... Er fragte seine Wirthin, wer diesen Brief gebracht habe. Man sagte ihm, ein Livree-Bediente habe ihn abgegeben und ausdrücklich dabei bemerkt, daß man ihn doch dem Herrn Baron selbst überreichen solle.

Dubourg erbrach eilends das Siegel und las folgendes Billet:

„Der Herr Baron Potoski wird hiemit zu der Abendgesellschaft der Frau Marquise von Versac eingeladen, die es sehr freuen würde, den edeln Fremden während seines Aufenthaltes in hiesiger Stadt, bisweilen bei sich zu sehen."

Die Adresse der Marquise stand unten auf dem Briefe, der in Dubourgs Zimmer einen Moschus- und Ambraduft verbreitete.

„— Teufel! ... sprach Dubourg bei sich, eine Einladung von einer Marquise!.. Das ist höchst schmeichelhaft!.. Wie weiß sie aber!.. Ha! beim Kukuk! man wird durch eine gewisse Lebensweise bald bekannt. Uebrigens muß man seit den acht Tagen, die

ich wie ein weißer Bär mit Menard herumziehe, in der Stadt bereits von mir gesprochen haben ...“

Dubourg ließ seine Wirthin von Neuem herbeiholen und fragte sie, ob sie die Frau Marquise von Versac kenne? „— Die Marquise von Versac, mein Herr, kenne ich zwar nicht persönlich, aber doch dem Namen nach recht gut. Diese Familie ist eine der ältesten und reichsten in der Stadt und ich weiß, daß die Frau Marquise ein prächtiges Landhaus an den Ufern der Rhone, vier Stunden von der Stadt entfernt, besitzt.“

Mehr verlangte Dubourg gar nicht. Er war ganz entzückt. Nachdem er die Wirthin wieder entlassen hatte, ging er in seinem Zimmer auf und ab und sprach bei sich: „Gewiß werde ich der Einladung der Frau Marquise Folge leisten... Das ist eine Bekanntschaft, die nur angenehm für mich sein kann... und wer weiß!.. vielleicht treffe ich dort irgend eine Baronesse, eine Vicomtesse, der ich den Kopf verrücke, die mich heirathet, die mir Güter ... Schlösser ... schenkt ... nun! nun! was wäre Erstaunliches daran? ich bin jung ... ich bin eben nicht häßlich ... habe gewisse Manieren, die ohne Zweifel die Frau Marquise von Versac verführt haben ... ei! aber! wenn sie selbst ... ach! ich habe vergessen meine Wirthin zu fragen ... !“

Dubourg läutete abermals. Die Wirthin erschien. „— Verzeihen Sie, meine liebe Wirthin, Gründe veranlassen mich zu der Frage, ob die Frau Marquise von Versac verheirathet ist? — Sie muß noch

Wittwe sein, Herr Baron," entgegnete die Wirthin, „denn es sind erst drei Jahre, seitdem Herr von Versac gestorben ist, und ich habe seither nichts sagen hören"... — „Gut, sehr gut, Madame," antwortete Dubourg, indem er seine Wirthin fortschickte, in seinem Zimmer auf und ab Sprünge machte, von Zeit zu Zeit sich selbst gefällig im Spiegel betrachtete, wo er dann ausrief: „Sie ist Wittwe! es ist gewiß, daß sie Wittwe ist, sonst wäre die Einladung im Namen ihres Mannes erfolgt. Wohlan! dies wird sehr interessant: eine junge Wittwe, die sehr reich ist, ein prächtiges Landhaus hat und die mir schreibt, daß sie glücklich wäre, mich bei sich zu sehen... ist's nicht so?.. lesen wir's noch einmal... ja, glücklich, mich bei sich zu sehen. Es scheint mir dies fast eine Erklärung... Du möchtest mich bei Dir, liebenswürdige Frau! Ich verspreche Dir... Ah! ich habe vergessen, zu fragen, ob sie liebenswürdig ist... dies kann nicht anders möglich sein; übrigens sehe ich nicht mehr auf die Schönheit, ich bin vernünftig und halte mich an etwas Solides. Diesen Abend soll sie den edlen Fremden sehen... Aber der Teufel! wenn sie wüßte, daß der Woywode bloß ein einfacher Bürger ist... nach Allem bin ich ein guter Bretagner, der so viel gilt als ein Anderer... Außerdem ist eine Erörterung hierüber unnöthig. Wir fangen an, sie zu verführen. Wenn eine Frau verführt ist, was liegt ihr dann an Rang und Stellung? Die Liebe macht Alles gleich: selbst der Donnergott entbrannte für die schlichten Sterblichen, und der Hirte Paris durfte

die Schönsten im Olympe umarmen. Um in Frau von Versac's Armen ruhen zu dürfen, will ich ihr alle Aepfel, die sie wünscht, überreichen."

Menard kam gerade hinzu, als Dubourg in seinem Zimmer auf und abging und sich den Anstrich eines Hofmanns zu geben suchte. Als er den Hofmeister erblickte, hob er ihm den Brief unter die Nase und rief: „Tolle, lege, mein lieber Menard;" und Menard fuhr zurück, weil ihm der Bisamgestank, der aus dem Billet ausströmte, in den Kopf stieg.

„Ich hoffe, daß dies famos nach der Marquise riecht," sagte Dubourg und sog mit Wollust den Parfüm des Billets ein. „Nun, Herr Menard, was sagen Sie zu diesem Briefe? — Ich finde nichts Besonderes daran, Herr Baron, und Sie sollten es gewöhnt sein, allenthalben, wohin Sie kommen, solche zu erhalten. — Es ist wahr, Menard, Sie haben Recht, ich sage daher nicht mehr, daß ich darüber erstaunt bin, ich sage bloß, daß das Billet sehr gewählt ist... nicht wahr? — Sehr, sehr gewählt, Herr Baron. — Es verräth eine Dame, die weiß, mit dem sie zu thun hat, nicht wahr? — Gewiß, Herr Baron, sie muß es wissen. — Aber ich möchte sagen, daß dies nicht solchen Billets ähnlich sieht... wie diese kleine Delphine sie mir zu schreiben wagte." — „Wer war diese Delphine, Herr Baron? — Ah! es war eine kleine Gräfin vom Boulevard du Temple... bei der sich eine große Anzahl von Männern meines Ranges versammelte... — Der Herr Baron werden sicher der Einladung der Frau Marquise von Ver-

fac Folge leisten. — Ob ich hingehe?... ja gewiß... Speisen wir schnell, Herr Menard, damit ich mich ganz meiner Toilette widmen kann... Wo ist Friedrich? — Er besuchte ohne Zweifel irgend einen schönen Punkt in der Gegend; hat mir aber vorhergesagt, daß er erst diesen Abend zurückkehren werde... ich glaube, er will morgen abreisen! — Ach, morgen! es wird sich zeigen ... wir haben gar nicht zu eilen... es ist sehr hübsch in Lyon, nicht wahr, Herr Menard? — Ganz recht, Herr Baron, aber Sie wissen, daß wir weiter reisen sollen nach... — Ich weiß, ich weiß sehr wohl, daß man ungern eine Stadt verläßt, ohne sie von Grund aus zu kennen, und Friedrich kann die Stadt noch nicht kennen, weil er stets in der Umgegend herumstreicht... Sie müssen ihn hiezu überreden, Herr Menard." —

„Ich werde mein Möglichstes thun, Herr Baron."

Dubourg speiste nichts; er war zu sehr mit seiner Einladung auf den Abend beschäftigt, um Appetit zu haben: ein Kind ißt nicht, wenn man ihm verspricht, es in's Theater zu führen. Wir sind große Kinder; die Erwartung eines neuen Vergnügens macht immer denselben Eindruck auf uns.

Dubourg dachte an seine Toilette. Wenn er Zeit gehabt hätte, so hätte er sich eine neue Kleidung machen lassen, während er so mit Friedrichs Frack sich behelfen und, da Friedrich magerer ist, denselben offen lassen muß. Wird er in Stiefeln hingehen? Zu einer Marquise... dies schickt sich nicht! Aber er hat

keine kurze Hosen, denn die Friedrichs sind ihm zu eng, und es ist mit diesem Kleidungsstück nicht wie mit einem Frack, den man nicht nothwendig zuknöpfen muß... Menard könnte ihm wohl ein Paar leihen, aber diese sind wiederum viel zu weit. Er entschloß sich daher in Stiefeln hinzugehen; er ist ein Fremder, dazu ein Pole; dies muß ihn entschuldigen. Ueberdies gefallen ihm die silbernen Troddeln sehr wohl.

Es war erst acht Uhr, und Dubourg schon seit einer Stunde angekleidet. Er ging in seinem Zimmer auf und ab, hatte seinen Federhut unter dem Arme, und studirte vornehme Complimente, anmuthiges Lächeln und edlen Gang auf diesen Abend ein. Er steckte seine ganze Kasse in die Tasche, und war in Ermanglung einer Uhr einen Augenblick unschlüssig, ob er die Stahlschnur von seinem Hut an seine Uhrtasche befestigen solle; allein er befürchtete, man könnte jene schon auf seiner Kopfbedeckung gesehen haben, und begnügte sich deßhalb mit einem rothen Band, wovon er nur ein schmales Ende hervorschauen ließ. Endlich schlug es neun Uhr. Dies war der Augenblick, wo man sich in guter Gesellschaft präsentiren konnte; ein Gefährt fuhr vor, Dubourg stieg hinein und ließ sich vor die in dem Billete angemerkte Wohnung führen.

Das Gefährt hielt in einer abgelegenen Straße vor einem fast unansehnlichen Hause. Dubourg stieg aus dem Wagen und ein Lakai, der statt eines Portiers vor einer schmalen Thüre stand, um auf Jemand zu lauern, führte Dubourg schleunigst eine ziemlich beschmutzte Stiege hinauf, an welcher zwei Lampen

angebracht waren, die das Ansehen hatten, als ob sie über ihren Platz, den sie hier einnahmen, selbst staunten. Unser Pole aber wiederholte in seinem Gedächtnisse die Phrase, die er auf seinen Eintritt bei der Marquise einstudirt hatte, und bemerkte das schlechte Aussehen des Hauses nicht.

Der Bediente öffnete eine Thüre im ersten Stock. Man mußte durch ein Vorzimmer, in dem man umsonst nach irgend einem Möbel gesucht hätte, und das, trotz der schlechten Beleuchtung, Oelflecken an den abgeschossenen Wänden und Schmutz auf dem Fußboden dem Auge darbot. Eiligst führte jedoch der Diener den Gast durch dieses Zimmer und öffnete eine zweite in den Salon führende Thüre mit dem Ausruf: „Der Herr Baron von Potoski.“ Bei diesem Namen entstand eine allgemeine Bewegung im Salon; eine Dame erhob sich von ihrem Sitze, ging Dubourg entgegen und bezeugte ihr größtes Vergnügen, ihn bei sich empfangen zu können.

Dubourg erwiderte hierauf allerlei, was ihm gerade einfiel; er trat sodann weiter vor, indem er links und rechts grüßte, und ließ sich auf einen Lehnsessel in der Nähe der Marquise von Versac nieder, die er sich nun näher betrachtete. Die Vorstellung, die er sich von ihr gemacht hatte, war keine Chimäre. Die Dame des Hauses mochte ungefähr 45 Jahre alt sein; trotz der Sorgfalt, die sie auf das Schminken der Wangen, das Färben der Augenbrauen, das roth und weiß machen der Lippen und des Teints verwendete, konnte sie sich doch kein jugendliches Ansehen

mehr geben. Obgleich sie geschmackvoll angezogen war, schien sie doch ihr langer Schlepp zu geniren; ihr Kopf war mit Blumen und Bändern überladen und ein dreifaches Perlencollier hing über einen langen gelben Hals, den traurigen Gefährten beiniger Schultern, herab, welchen die Marquise so grausam war, dem Anblick Aller auszusetzen, als ob derselbe eine wahre Augenweide wäre.

Dubourg säumte nicht, dies Alles zu prüfen; er erinnerte sich indessen, was seine Gastwirthin zu ihm gesagt hatte, und fand die Marquise sehr bald liebenswürdig. Während diese ihn mit den größten Schmeicheleien überschüttete, ließ er die Augen im Salon herumschweifen.

Ein alter, am Plafond aufgehängter Kronleuchter erhellte das Gemach, das sehr groß war, und dessen Tapeten, die einst hübsch gewesen sein mochten, gar zu sehr das Gepräge des Alters verriethen. Man hatte auf dem Boden einen ungeheuren Teppich ausgebreitet, der jedoch, wie es schien, nie zur Zierde eines Salon bestimmt war. Das Möbel hatte zweierlei Farbe; die Ottomane war blau und die Fauteils gelb; auch paßten die Sessel nicht zusammen. Aus Mangel an einer Standuhr stand auf der Mitte des Kamins eine ungeheure Blumenvase und eine große Menge Leuchter; mehre Spieltische von verschiedener Größe vollendeten das ganze Ameublement dieses Salons, der unserem Dubourg so alt, als die Familie der Frau von Versac vorkam. Nachdem Dubourg das Gemach sich betrachtet hatte, musterte er die Gesell-

schaft. Es waren außer der Marquise noch drei andere Damen da. Die eine, etwa 60 Jahre alt, und Frau Baronin genannt, sprach unaufhörlich von ihren Landgütern, ihren Schlössern, ihrem Vermögen und ihrer Dienerschaft; sie unterhielt sich so hochtrabend mit Jedermann, daß ihr Gespräch einem fortwährenden Gemurmel glich. Eine junge, ziemlich hübsche Dame, die etwas linkisch schien und den Mund bloß zum Lachen oder zum Ja- und Neinsagen öffnete, wurde Frau Vicomtesse von Fersignan betitelt, indeß die dritte, die ungefähr dreißig Jahre alt und Frau von Grandcourt genannt wurde, nachläßig auf die Ottomane hingestreckt lag und die Kokette zu spielen schien. Sie sah nach allen anwesenden Männern mit ihren schmachtenden Augen herum, die zwar schön, aber so matt und blauringig waren, daß es den Anschein hatte, als drehen sich die Augenbrauen dabei herum.

Sieben oder acht Männer bildeten die übrige Gesellschaft; jeder nannte sich Herr Graf, Herr Baron oder Herr Chevalier; allen jedoch fehlte der Anstrich von Reichthum und Ansehen. Der Chevalier hatte einen Frack an, dessen Aermel nicht bis an seine Faust reichten, und wenn er sein Taschentuch herauszog, so mußte er sich umwenden und es der Gesellschaft verbergen.

Der Graf trug Manschetten, woran die Spitzen zerrissen waren, und einen Jabot voll Liqueurs- und Tabaksflecken. Er zeigte seine Hand sehr wohlgefällig, weil große Ringe mit gelben und rothen Steinen

daran prangten; aber die Schwärze dieser Hand stach um so auffallender gegen die Manschetten und Pretiosen ab.

Der Baron endlich, der frisirt, gepudert und durch seinen stets unter den Rockkragen sich hinunterspielenden Zopf sehr genirt war, hatte einen ganz neuen schwarzen Frack und alte Nankinbeinkleider an, worauf er stets mit seinem alten Muschelurgehänge spielte.

Die übrigen Herren waren von demselben Geschmack, weßhalb Dubourg, dem das Benehmen und das Aeußere dieser edlen Personen sehr auffiel, bei sich dachte: „Aber der Teufel, hätte meine Gastwirthin mir nicht so specielle Mittheilungen über die Frau Marquise von Versac gemacht, ich möchte glauben, daß ich mich bei einer Trödlerin und in Gesellschaft der Herren Grafen von der berüchtigten Straße Vide-Gousset * befände."

Indessen stockte die Unterhaltung nicht. Alles sprach, scherzte, lachte. Man bezeigte dem Herrn Baron Potoski die größte Ehrerbietung; die Marquise überhäufte ihn mit Artigkeiten; die alte Baronin lud ihn bereits auf ihr Landgut ein, die Vicomtesse sah ihn lächelnd an und Frau von Grandcourt warf ihm verstohlene Blicke von sehr zweideutiger Natur zu, während die übrige Gesellschaft all' seinen Worten beifällig zustimmte. Dubourg war für diese Lobsprüche sehr empfänglich, denn die geschicktesten, klügsten und verständigsten Menschen lassen sich immer durch das, was ihrer Eigenliebe schmeichelt, verführen, aus dem

* Beutelschneiderstraße.

einfachen Grund, weil Jedes seine schwache Seite hat. Man brachte Punsch, Liqueure und Kuchen. Die ganze Gesellschaft fiel darüber her. Die alte Baronin soff wie eine Schweizerin, die Vicomtesse setzte dem Kuchen tüchtig zu, und die schmachtende Grandcourt schlürfte zwei Gläser Punsch nach einander hinunter, indem sie dabei noch aussetzte, er sei bei weitem nicht stark genug.

Dubourg machte es gerade wie seine Nachbarn, nahm ein Glas Punsch und bezeigte Frau von Versac sein Compliment über den frohen Sinn ihrer Gesellschaft. — „O! wir sind ganz ungenirt, erwiderte die Marquise; warum sollte man unter Leuten, die sich schätzen, lästige Ceremonien feststellen? — Ja wohl, Sie haben ganz Recht; ich lieb' es so, sagte Dubourg, dem der Punsch allmählig warm machte; die Etikette ist eine Last, die man vor der Thüre geistreicher Personen ablegen muß. — Ach, Herr von Potoski! Sie sprechen wie Bareme, sagte die alte Barónin und griff gleich hierauf wieder zum Punsch; Sie sind ein Woywode vom alten Schlag. — Nein, nicht vom sehr alten Madame... — Aber wenigstens vom guten, sagte Frau von Versac, indem sie ihren Fuß ganz leicht auf den Dubourg's setzte, der seinerseits sich umdrehte, sie voll Zärtlichkeit ansah, seine Hand sachte hinter die Marquise zu bringen wußte, und dieselbe nach Herzenslust sodann in den Allerwerthesten kneifte, was ihm um so vornehmer und außergewöhnlicher erscheinen mußte, weil die Dame dabei sich so unschuldig stellte, als spüre

sie gar nichts davon. — Ich finde eine Freude daran, Thorheiten zu sagen! begann die junge Comtesse, die endlich einige Worte zu sprechen wagte, nachdem sie sich gesättigt hatte. Ich langweile mich, wanns so ernst hergeht."

Das wann der Vicomtesse machte auf Dubourg einen komischen Eindruck, weßhalb er das Gesicht verzog. Frau von Versac, die dies bemerkte, flüsterte ihm eiligst ins Ohr: „Es ist eiue Deutsche, sie hat noch allzusehr den deutschen Accent."

„Aber, wie steht es Frau Marquise, sind Sie nicht gesonnen, diesen Abend für uns etwas zu arrangiren?" fragte der Chevalier, indem er seine Manschetten länger hervorzog.

„Es ist wahr, meine Liebe, sagte die Baronin, warum veranstalten Sie kein Spiel für uns?"

„Ach ja, wir wollen Etwas treiben, sagte Frau von Grandcourt, indem sie ihre schmachtenden Augen herumlaufen ließ; ich muß immer Etwas treiben."

„Herr von Potoski, spielen Sie nicht," fragte die Marquise unsern Dubourg.

„Entschuldigen Sie, Madame, ich spiele sehr gerne."

„In diesem Falle will ich die Partien arrangiren... Sie sind also dabei, Herr Baron?"

„Mit großem Vergnügen," entgegnete Dubourg, der höchst erfreut war, seine Hand wieder zurückziehen zu können, die unter dem Gewicht der Frau von Versac fast gelähmt war.

Es bildeten sich Ecartépartien, und der Chevalier

schlug für die Damen ein kleines Würfelspiel vor, worauf Dubourg meinte: „Es scheint, daß die Damen der vornehmen Welt im Geschmack sich wesentlich von den Bürgerlichen unterscheiden; vielleicht liebt die Frau Marquise auch das Biribi.“

Man hatte Herrn von Potoski an einen Ecartétisch mit dem Grafen gesetzt, den seine Manschetten nicht hinderten, die Karte mit einer seltenen Gewandtheit zu mischen. Das Spiel wurde bald sehr lebhaft. Ein großer hagerer Herr, der neben Dubourg saß, wettete mehre Fünfundzwanzig-Louisd'orsrollen auf ihn, die er auf den Tisch legte, ohne sie zu öffnen, welche aber sehr schnell in die Taschen des Grafen schlüpften, ohne daß der große Herr, den man nach seinem abgeschabenen Aeußern für einen unglücklichen Sollicitanten hätte halten können, über diesen Verlust nur im geringsten die Miene verzogen hätte.

„Das sind Leute, die sehr nobel spielen,“ dachte Dubourg, und verdoppelt seinen Einsatz, um nicht hinter seinem Wetter zurückzubleiben, aber sein Geld marschirte in die Manschettenhände. Punsch wurde im Ueberfluß aufgewartet und Madame Grandcourt zu liebe viel stärker gemacht; das Getränke stieg in Kopf, die Gemüther wurden erhitzt und das Spiel desto leidenschaftlicher.

Frau von Versac setzte sich neben Dubourg. — „Ich will Herrn von Potoski Glück bringen,“ sagte sie, indem sie sich ihm gerade gegenübersetzte, und ihm eine Reihe Zähne hinstreckte, mit denen sich ein Keiler hätte vertheidigen können.

„Vermöchten Sie doch Fortuna, mir wieder günstig zu sein, Madame!“ sagte Dubourg, der schon gegen tausend Franken verlor, die er mit Gewalt wieder gewinnen wollte. Die Marquise antwortete nichts, sondern legte nur ihren Fuß ganz leise auf den seinigen. Mit jedem Stich, durch den Dubourg verliert, drückt sie mit dem Fuße etwas fester auf, und sucht ihn über seinen Verlust durch Schmeichelworte, die sie ihm ins Ohr flüstert, zu zerstreuen; allein ihr Bemühen ist umsonst, denn Dubourg hört bereits nicht mehr darauf.

„Ich hoffe Sie öfter zu sehen, Herr von Potoski. — Ja, Madam ... Zehn Louisd'ors weiter diesmal ...“

„Ich bin ein nobler Spieler,“ sagte der Graf, ich halte Alles, was man will.“

„Ja gewiß, sagte die Marquise, der Herr Graf wird Ihnen sicher Revanche geben, wenn Sie heute verlieren.“

„Wenn ich verliere! murmelte Dubourg, ich glaube es wohl! fast zwei tausend Franken ... Welcher Schaden für meine Kasse! — Sie werden auf mein Landhaus an den Ufern der Rhone kommen, ich wünsche, daß Sie mich dort besuchen, mein lieber Potoski ... — Ja, Madame, ja, ohne Zweifel ... Immer der König auf der andern Seite, das ist höchst aufallend! — Wir wollen in meinem Park spazierengehen. — Wieder verloren! — Wir wollen frische Luft schöpfen und den herrlichen Abend genießen. — Man erstickt hier! — Nehmen Sie doch Etwas ... — Ich wollte

bloß meinen Verlust wieder gewinnen! — Bleiben Sie lange in Lyon? — Der Teufel hole mich! wenn ich es begreife!..."

Dubourg, der tausend Thaler verlor und die Last des Fußes der Frau Marquise übersatt hatte, erhob sich mit Ungestüm und ging einige Male im Salon auf und ab.

Frau von Grandcourt lag ausgestreckt in einer Ecke auf einem langen Lehnsessel. Ein kleines Herrchen mit einem Schnurrbart saß als der Begünstigte fast zu ihren Füßen auf einem Schemelchen und hielt mit der einen Hand die Taille seiner Holden umschlungen, mit der andern schien er sich in den Falten eines abgeschossenen Atlasrockes verirrt zu haben.

Nahe dabei spielten die alte Baronin und die junge Vicomtesse mit dem Chevalier Kraps. Die Damen sahen sehr echauffirt aus. Die Baronin hatte fortwährend ein Glas Punsch vor sich und warf ganz bestürzte Blicke auf die unglücklichen Würfel, indem sie wegen eines Zehnsousstücks, das sie nicht verlieren wollte, ein verzweiflungsvolles Geschrei machte. Die Vicomtesse führte das Wort, während sie dabei Schrippen aß und da und dorthin liebäugelte und sich geberdete, daß es Dubourg hätte die Augen öffnen sollen, wenn er nicht den Kopf schon ganz verloren gehabt hätte, aber sein Verlust hatte seinen ohnedies durch Punsch und Liqueure erhitzten Verstand ganz verwirrt. Er ging mit großen Schritten im Saal auf und ab, schaute umher, ohne zu sehen, hörte, ohne auf die Artigkeiten der Marquise zu achten, strich mit

der Hand über die Stirne, gleichsam als wollte er seine Ideen beunruhigen, und wollte weggehen... so oft er aber wieder an den Spieltisch kam, stieg in ihm der Gedanke auf: „Du mußt nothwendig Deine tausend Thaler wieder gewinnen.“

Er setzte sich an den Krapstisch und rief dem Grafen, welcher in einer Ecke mit dem Manne im abgeschabenen Rocke schwatzte, der immer ungeöffnete Louisd'orsrollen parirt hatte.

„Mein Herr, sagte Dubourg, ich schmeichle mir, daß Sie mir gerne bei diesem Spiel Revanche geben werden, zumal ich hoffe, hier weniger unglücklich zu sein. — Mit größtem Vergnügen,“ antwortete der Manschettengraf.

Er lief sogleich auf den Krapstisch zu, wovon die Alte und die Vicomtesse sich alsbald entfernten; bald hierauf verließen alle Damen den Salon, bis auf Frau von Grandcourt; aber Dubourg war zu sehr in sein Spiel vertieft, als daß er das Verschwinden derselben bemerkt hätte.

Alle Männer kamen und bildeten einen Kreis um die Krapspartie. Man ließ Dubourg die Wahl zu setzen oder Bankier zu sein. Er wählte das Letztere, und die Frau Marquise, die ihm gegenübersaß, war so gefällig, ihm den Würfelbecher jedesmal zu präsentiren und die Würfel in denselben zu werfen. Dubourg verlor immer; er wußte nicht mehr, was er that, er warf vor Zorn Becher und Würfel in den Saal, worauf man ihn ein Trent-un vorschlug. Er nahm es an; es führte zum Ende des Spielens, denn

in einer schwachen halben Stunde war seine Kasse völlig geleert.

Dubourg befühlte sich ... er durchsuchte all seine Taschen in West und Hosen ... Er fand nichts mehr ... und dies Geld war überdies nicht sein Eigenthum gewesen. Er sprach nichts mehr ... er ging einige Augenblicke auf und ab, war ganz blaß und abgemattet, biß sich auf die Lippen, ballte seine Fäuste und stieß zuweilen einzelne Flüche aus. Die Kerzen waren beinahe abgebrannt; die Grafen und Cavaliere flüsterten unter einander und schienen unschlüssig; die Marquise war in einem Winkel und hielt den Moment nicht für günstig, um auf dem Fuß des Herrn von Potoski den ihrigen ausruhen zu lassen.

Endlich schien Dubourg seine Niedergeschlagenheit bekämpft und einen Entschluß gefaßt zu haben. Er griff nach seinem Hute, den er auf ein Fauteuil gelegt hatte, und verließ hierauf den Salon, dessen Thüre er wüthend zuschlug. Im Vorzimmer traf er vier große Schlingel, von denen nur einer eine Livree anhatte und die mit einander tüchtig zechten, weßhalb er selbst die Thüre nach dem Hausgange öffnete und die Stiege hinabging. Als er sich kaum auf der Mitte derselben befand und seinen Hut aufsetzen wollte, bemerkte er, daß er einen schlechten Klapphut ohne Futter und Band hatte, der sicher mit Absicht statt seines schönen Federhutes an jenen Platz gelegt worden war.

„Ha, beim Kukuck! das ist zu stark! sagte Duburg, indem er wieder die Treppe hinaufstieg, nicht

zufrieden damit, mich um mein Geld geprellt zu haben, wollen sie mir vollends noch meinen Hut stehlen! Ah! meine Herren Grafen und Cavaliere, dies wollen wir doch sehen."

Dubourg läutete sehr stark; es erschien aber Niemand, weßhalb er von Neuem schellte und mit seinen Füßen und Fäusten an die Thüre schlug, worauf endlich geöffnet wurde.

„Was wollen Sie? frug ihn barsch der Livreebediente? — Was ich will? meinen Hut, den Dein Chevalier von Gott weiß was... statt seines schlechten Klapphuts weggenommen hat. — Es ist kein Hut für Sie da! — Wie, Unverschämter, Du wagst, mir dies zu sagen! — Stille, mein Herr, verführen Sie keinen solchen Lärmen im Hause; dies mißfällt der Frau Marquise! — Geh' zum Teufel mit der Frau Marquise, die sich in den Allerwerthesten kneifen läßt, um die Leute auszubeuteln... Ich will hinein... ich will mir schon meinen Hut verschaffen. — Sie dürfen nicht herein! Zu Hülfe, meine Freunde, da ist ein Herr, der Skandal anfangen will."

Die drei Kameraden sprangen herbei und packten Dubourg bei den Schultern; vergebens wehrte er sich; er wurde übermannt. Sie stießen ihn die Stiege hinab, ohne sich um sein Schreien und Schelten — denn Herren und Diener des Hauses schalt er Canaillen und Spitzbuben — zu bekümmern, und warfen ihn auf die Straße hinaus, indem sie ihm die Hausthüre vor der Nase zuschlugen.

„Ah, die Elenden! schrie Dubourg, indem er

seine Kleidung wieder zurecht brachte, weil dieselbe durch das Handgemenge etwas Noth gelitten hatte, ach! die Lumpenkerls! welch herrlicher Abendgesellschaft habe ich da angewohnt! Wohlan! ich will Steine nehmen und die Fenster einwerfen; doch nein, ich will rufen, vielleicht kommt eine Patrouille vorbei!"

Dubourg blieb einige Zeit in der Straße stehen, unentschieden, was er thun solle. Allein es war schon sehr spät und die Straße ganz verlassen; da er an diesem Orte zuletzt selbst arretirt werden könnte, so erwog er, daß er fremd in dieser Stadt sei und sich einen ihm nicht zustehenden Titel angemaßt habe. Alle diese Umstände bewogen ihn, den nächstfolgenden Tag abzuwarten, um sich gegenüber von der Frau Marquise Recht zu verschaffen, und vor der Hand den Weg nach seinem Gasthaus aufzusuchen.

Aber wie wollte er sich vor Friedrich und vor Menard blicken lassen, nachdem er alles Geld, was sie ihm anvertraut, verloren hatte? Er besaß keinen Sou mehr davon, und doch schuldeten sie in ihrem Gasthofe eine ziemlich bedeutende Summe.

Dubourg schlug sich mit der Faust an die Stirne, während er durch die Straße von Lyon zog. Endlich langte er an seinem Hotel an und hielt folgende Rede an sich: „Ich muß mich endlich einmal fassen... Wenn ich die ganze Nacht hindurch mich auf der Straße an den Kopf schlage, so wird doch kein Sou wieder in meine Tasche kommen . . . Wohlan! wir wollen uns jetzt schlafen legen! Morgen werden wir sehen, wie wir uns aus der Schlinge ziehen!"

Zweites Kapitel.

Schwester Anna.

Als Friedrich Abends in das Hotel zurückkehrte, fand er Menard allein vor den Ueberresten eines Hühnchens mit Kresse sitzend, womit der Ex-Hofmeister sich die Zeit vertrieben hatte. Erstaunt, Dubourg nicht zu sehen, erkundigte sich der junge Graf bei Herrn Menard nach demselben, und dieser entgegnete ihm, daß der Herr Baron sich in eines der ersten Häuser der Stadt begeben habe, von welchem eine Einladung an denselben ergangen sei.

Dubourg in Lyon eingeladen, wo ihn Niemand kannte! dies schien Friedrich, der befürchtete, dieses erste Haus möchte von der Façon seines Freundes sein, sehr auffallend. Er hütete sich übrigens wohl, diesen Verdacht gegen Menard auszudrücken, und kündigte ihm nur an, er wolle morgen früh abreisen. „Der Herr Baron sind nicht mehr dieser Ansicht, erwiderte ihm Menard, es gefällt ihm jetzt in Lyon außerordentlich... — Und heute Morgen quälte er mich noch um die Abreise? — Wie's scheint, hat die erhaltene Einladung seine Plane verändert. — Der Herr Baron mag sagen, was er will, wir reisen morgen."

Menard widersprach nicht weiter und legte sich zu Bette, indem er fand, daß sich sein Zögling sehr ungenirt gegen einen Mann, wie der Woywode, benehme; Friedrich that ein Gleiches, obwohl etwas besorgt wegen Dubourg's Abwesenheit.

Am folgenden Morgen fanden sich der junge Graf und Menard frühzeitig in dem Zimmer ein, wo sie sich gewöhnlich zum Frühstück versammelten. Aber Dubourg erschien nicht. „Ist er vielleicht heute Nacht nicht nach Hause gekommen?“ fragte Friedrich. „Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, sagte einer der Lakaien vom Gasthause, der Herr Baron ist diesen Morgen gegen drei Uhr heimgekommen; er schien sehr ermüdet und liegt noch im Bette. — Welche Tollheit, die Nacht über draußen zu bleiben, wo wir uns doch heute auf den Weg machen wollen. Wo Teufels war er denn?... Sagt ihm doch, daß wir ihr ihn erwarten.“

Längere Zeit verging; endlich kam der Bediente wieder und meldete, der Herr Baron sei krank und könne nicht aufstehen.

„Der Schelm wird sich gestern betrunken haben,“ dachte Friedrich in seinem Sinne; hierauf begab er sich in Begleitung Menards, der sich die Schläfe und die Nase zuvor mit Essig rieb, aus Furcht, es möchte ihm dort ein übler Geruch zusetzen, in Dubourg's Schlafgemach.

Dieser lag in seinem Bette, er hatte seine baumwollene Schlafmütze über die Ohren herabgezogen, ein Nastuch um den Kopf gebunden und sah so jammervoll aus, daß man hätte glauben können, er leide unsäglich und schmachte schon seit drei Monaten auf dem Krankenlager.

Menard stand in der Mitte des Zimmers stille, hielt eine Flasche Vier-Räuber-Essig vor seine Nase und

sagte leise zu Friedrich: „Ach mein Gott!... wie ist er schon entstellt!“

„Was fehlt Dir denn, mein armer Dubourg?“ fragte Friedrich sich dem Bette nähernd und die Hand des Kranken ergreifend, der alle bekannten Mittel angewendet hatte, sich in einen Fieberzustand zu versetzen.

„Ach!... mein lieber Freund,... ich fühle mich sehr krank... — Was ist denn Schuld an Deinem Unwohlsein? — Ach!... ein sonderbares Ereigniß... es ist die Folge eines schrecklichen Abenteuers... das mich fürchterlich angegriffen hat!... — Vor allen Dingen muß man einen Arzt rufen. — Ich will eiligst einen Doktor und einen Apotheker holen,“ sagte Menard, der froh war, wieder hinauszukommen. „Nein, nein, mein lieber Menard,“ entgegnete Dubourg mit schwacher Stimme, ich liebe die Aerzte nicht... Es hat noch Zeit... Hippokrates selbst behauptete: Vita brevis, ars longa, experientia fallax!... — Ja, Herr Baron, aber ein andermal sagt Hippokrates auch... — Um's Himmels Willen lassen Sie den Hippokrates aus dem Spiele!“ rief Friedrich aus, der in Dubourg's Blicken zu lesen glaubte, daß dieser nicht so krank sei, als er es scheinen wollte; „da Du keinen Arzt willst, so theile uns wenigstens die Ursache Deiner Krankheit und das schreckliche Abenteuer mit. — Ja,“ fügte Menard bei, sich so ferne als möglich vom Bette setzend, damit ihn frische Luft von der Thüre anwehe; „ich möchte doch wissen, ob sie ansteckend ist.“

Dubourg richtete sich im Bette auf, hob die Augen

gen Himmel, stieß einige klägliche Seufzer aus, zog seine baumwollene Nachtmütze noch tiefer über die Augen hinab und begann seine Erzählung mit dem jammerwürdigsten Tone.

„Mein lieber Graf, der ehrenwerthe Herr Menard hat Dir ohne Zweifel gesagt, daß ich gestern ein Einladungsschreiben von einem der ersten hiesigen Häuser erhalten habe ... So hat mich wenigstens meine Wirthin versichert, denn sonst ...“

„Das hat man mir gesagt ... Weiter aber, sprich Dich doch aus,“ fiel ihm Friedrich, ungeduldig über Dubourg's Umschweife, in die Rede.

„Sachte, mein lieber Friedrich, ich bin nicht im Stande, schneller zu reden. Ich fuhr also gestern Abend in einem Fiaker vom Hause weg, nachdem ich zuvor eine sehr sorgfältige Toilette gemacht hatte ... — Ja, ich bemerkte, daß Du einen Frack von mir angezogen hattest ... — Du weißt ja, daß ich mit meinem Wagen um meine Garderobe gekommen bin ... — Weiter! — Ich weiß nicht, durch welchen Unstern sich gerade in der Tasche Deines Frackes die Brieftasche befand ... die unsere Gelder enthielt ...“

„O weh! das geht schief,“ sagte Friedrich leise, während Menard etwas gespannter seinen Stuhl näher rückte. „Nun! ... so vollende doch ... — Nun, Herr Baron? — Nun! meine edlen und theuren Freunde, als ich den glänzenden Cirkel, allerdings etwas spät verließ ... fand ich keinen Wagen mehr ... und wandelte allein in einer unbekannten Straße ... Plötzlich fallen drei Räuber über mich her ... Leider! war ich

unbewaffnet!... Ich vertheidige mich wie ein Löwe!... aber vergebens! sie schlagen mich, reißen mich nieder... und, was noch das Schlimmste ist, stehlen mir Alles, was ich bei mir hatte..."

„Ach! mein Gott!... und Sie hatten unser Reisegeld bei sich!" rief Menard aus. „Freilich. — Und Ihre fünfzehntausend Franken... — Alles!... Alles, sage ich euch... Es bleibt mir nichts mehr übrig... als was ihr habet... Sie haben mir sogar meinen prächtigen Hut genommen, dessen Schnur allein sechzig Franken werth war!..."

„Welches Schicksal! was werden wir anfangen?" seufzte Menard, trostlos bei dem Gedanken, nach so herrlichen Tagen nun auf Mittel und Wege zu weiterem Fortbringen sinnen zu müssen.

Friedrich sprach nichts; er achtete aufmerksam auf Dubourgs Erzählung. Dieser bemerkte es und rief, um ihn von der Wahrheit derselben zu überzeugen, alle Augenblicke aus: „Welches Unglück, überfallen und bestohlen zu werden!... Dazu bin ich bestimmt..."

„Sie sind in der That, wie es scheint, nicht glücklich, Herr Baron," sagte Menard, der sich des Diebstahls der Berline erinnerte. — Wo haben Sie Ihren Abend zugebracht?" fragte Friedrich.

„Bei der Frau Marquise von Versac... — Bei Frau von Versac?... Das ist doch sonderbar, ich habe sie erst gestern in ihrem Landhause gesehen. — Du hast sie gesehen!... wie... kennst Du sie?" schrie Dubourg mit einer Stimme, woran man den Kranken nicht mehr erkannte.

„Frau von Versac kam vergangenes Jahr, während ihres Aufenthaltes in Paris, bisweilen zu meinem Vater. Des Sommers bewohnt sie ihr Landhaus. Gestern, sage ich Dir, habe ich sie gesehen, sie machte mir liebenswürdige Vorwürfe, daß ich nicht auch einige Zeit auf ihrem Landgute zubringe und sie ist gestern sicherlich nicht nach der Stadt zurückgekehrt ... — Ach mein Gott! was sagst Du mir da? Wie alt ist diese Marquise? — Höchstens achtundzwanzig Jahre; sie logirt auf dem Bellecourplatze hier. — Ha! tausend Element! das war also eine verdächtge Marquise... und ich dreifacher Dummkopf!... merkte es nicht!..."

Dubourg erhob sich, sprang auf dem Bette umher, wälzte sich auf der Decke und riß seine Nachtmütze vom Kopfe, die er weit ins Zimmer hinauswarf. Menard schrie entsetzt: „Der Herr Baron hat das Fieber ... ich will eilends einen Apotheker holen ..."

Damit entfernte sich der Hofmeister. Dies war Friedrich nicht unangenehm, er konnte sich jetzt ungestört mit Dubourg über die Sache unterhalten. Dieser hielt seit einigen Augenblicken aber nicht mehr an sich, denn er war rasend auf die vorgeblichen Grafen und Chevaliers. Er zog sich hastig an und schwor, er werde seinen Baron mit dem Uhrengehänge, seinen schäbigen Chevalier und den Manschettenschurken wieder finden; er werde der Baronin ihre letzten Zähne einschlagen, die Vicomtesse beohrfeigen und der Marquise den H...... zerbläuen.

Endlich konnte sich Friedrich vernehmlich machen. „Du hast also gestern gespielt und auf diese Weise unser Geld vergeudet! — Ach! mein Freund, schlage mich . . . tödte mich! . . . ich sehe ein, daß ich ein Taugenichts bin!... Aber Du hättest wahrhaftig an meiner Stelle dasselbe gethan... Was! wenn man einen ehrenwerthen Namen mißbraucht . . . ich gehe ganz arglos hin... glaube bereits eine vortheilhafte Heirath zu treffen... sehe mich unter Leuten, die an einem fort mit ihren Gütern, ihren Schlössern, ihren Dienerschaften um sich werfen, gerade wie wenn ich sage, mein Stock und mein Hut!... überdies betäubten sie mich mit Höflichkeitsbezeigungen und Getränken... Ich hätte freilich merken sollen, daß Alles Betrug war!... aber, was willst Du, ich bin unglücklicherweise nicht an gute Gesellschaft gewöhnt! Ich hielt die Zärtlichkeiten der Einen für vornehm und glaubte, die schlechte Aussprache der Andern rühre von einem deutschen Accent her; Man spielte!... ich gestehe, das Spiel ist meine Leidenschaft! und sie haben mich um Alles, Alles geprellt, sogar um meinen Hut! . . . aber es soll ihnen nicht so hingehen."

„Wo willst Du hin? fragte Friedrich, indem er Dubourg zurückhielt, der seinen Klapphut zur Hand nahm, um sich zu entfernen. — Laß mich, laß mich; ich muß diese Schurken aufsuchen, vielleicht... warte hier bis ich wieder zurückkomme..."

Dubourg machte die Thüre auf als gerade Herr Menard mit einem Apothekergehülfen anlangte, der in beiden Händen niederschlagende Mittel herbeitrug.

Dubourg stieß Menard, welcher ihm in den Weg treten wollte, barsch auf die Seite, und rannte wie rasend die Treppe hinab, während der Hofmeister auf den Apotheker, und dieser mit seinen Arzneimitteln zu Boden fiel.

„Man muß ihm Jemand nachschicken," sagte Menard, der glaubte, Dubourg habe ein hitziges Fieber. Nur mit Mühe und mit der Versicherung, der Baron befinde sich weit besser, gelang es Friedrich, seinen Lehrer so weit zu bringen, daß er den Apotheker wieder entließ.

Dubourg begab sich in die Wohnung seiner falschen Marquise, deren Adresse er aufbewahrt hatte. Nun mußte er zu Fuß hingehen, ohne sich das Ansehen eines großen Herrn geben zu können. Die Lorgnette würde schlecht zu dem alten Klapphut passen, den er nur zur Hälfte in den Kopf hineinbrachte. Aber in diesem Augenblicke lag ihm nichts mehr an dem äußern Wesen, all seine Gedanken waren mit dem Gelde beschäftigt. Als er vor das Haus kam, wo er den gestrigen Abend zugebracht, welches er leicht wieder erkannte, da er es in der Nacht genau betrachtet hatte, trat er durch die offen stehende Thüre in den Gang hinein. Er ging die Treppe hinauf, lauschte, sah sich um, hörte aber Niemand. Nun läutete er an dem Gemache, woraus man ihn so unverschämt weggejagt hatte; man öffnete ihm jedoch nicht. Er läutete wiederholt und stärker, endlich blieb ihm die Klingelschnur in der Hand, allein die Thüre öffnete sich nicht.

„Machet auf, Schurken, oder ich hole einen Commissär!“ schrie Dubourg auf das Schloß drückend. Eine alte Frau erschien auf der obern Treppe und fragte, warum man so lärme.

„Ich will die Leute sprechen, die hier im ersten Stocke wohnen, entgegnete Dubourg. — Es wohnt Niemand mehr hier; dieses Logis war möblirt an eine Dame vermiethet, die sich vor Tag daraus entfernt hat.“

Dubourg war wie versteinert. Er sah ein, daß keine Hoffnung zur Wiedererlangung seines Geldes vorhanden sei. Er kehrte langsam und traurig ins Hotel zurück, und stieß mit niedergeschlagener Miene auf Friedrich und Menard.

„Wohlan! wie stehts um die Diebe? begann Friedrich. — Ach mein Freund! die sind durchgegangen!... — Das dachte ich mir im Voraus. — Sie haben doch wenigstens bei dem Commissär eine Klage anhängig gemacht, Herr Baron? — Herr Menard, ich habe Alles gethan, was zu thun ist... aber ich glaube, wir dürfen unser Geld für verloren geben. — Was fangen wir nun aber an? — Daran müssen wir denken. Wie viel Geld haben Sie Herr Menard? — Nicht mehr als zwei Louisd'ors, Herr Baron. — Und Du, Friedrich? — Ungefähr zehn!... — Das reicht nicht einmal zur Bezahlung unseres Gastwirths hin, dem wir sicher hundert Thaler schuldig sind! — Wie! der ist nicht bezahlt? — Fordert man Leute unserer Art zum Voraus! — Und wir depensirten so schrecklich. — Man hat doch leben müssen. Da wir

aber nicht bezahlen können, ist es einerlei, ob wir hundert Franken oder hundert Thaler schuldig sind! — Wir können indeß dieses Gasthaus nicht vor Tilgung der Rechnung verlassen und auch ohne Geld die Reise nicht fortsetzen. — Dies scheint mir in der That eine peinliche Lage, wendete Menard ein. — Ich weiß nur ein Mittel, Geld zu verschaffen, fuhr Dubourg wieder fort; man muß den Herrn Grafen von Montreville darum bitten; er wird seinen Sohn gewiß nicht in dieser Verlegenheit stecken lassen."

„Den Herrn Grafen um Geld bitten... und noch sind es keine drei Wochen, daß wir von Paris weg sind!... was wird er denken! murmelte Menard seufzend. Wenn der Herr Baron lieber an Ihren Haushofmeister in Rava oder Krapach schreiben wollten? — Ach!... ich schriebe gerne... aber es ist so weit! es vergehen wenigstens zwei Monate bis man eine Antwort zurückerhält, weil im gegenwärtigen Augenblick die Lawinen den Weg gefährden... — Wie, Herr Baron, im Sommer? — Gerade im Sommer schmilzt der Schnee. Beim Kukuk! wenn es Winter wäre, müßte man die Hälfte der Reise in Schlittschuhen zurücklegen. Wir können nicht so lange in diesem Wirthshause hinwarten; wir brauchen gleich Geld... — Mein lieber Menard, sagte Friedrich, Sie müssen durchaus meinen Vater um Geld ersuchen. — So will ich ihm also das dem Herrn Baron zugestoßene Unglück schreiben. — Nein, nein!... Ihnen hatte er die Gelder anvertraut, Sie sind bestohlen worden. Es ist sehr überflüssig, daß Sie mich in

Erwähnung bringen... Stellen Sie sich vor, man habe Sie heute Nachts bestohlen... — Nun, mein lieber Menard, schreiben Sie meinem Vater einen recht rührenden Brief... — Teufel, das ist eine schwierige Aufgabe!... — Ich will Ihnen diktiren, wenn Sie wollen. — Sie erweisen mir das größte Vergnügen, Herr Baron."

Menard nahm die Feder und Dubourg diktirte ihm folgendes Schreiben: „Herr Graf, ich habe die Ehre, Ihnen die Nachricht von unserer glücklichen Ankunft in Lyon mitzutheilen, wo ich Abends bei der Rückkehr in unser Gasthaus überfallen und mir unsere ganze Baarschaft gestohlen wurde, weßhalb wir in der peinlichsten Verlegenheit sind, und Sie bitten, uns so bald als möglich wieder aus derselben zu befreien. Ihr Herr Sohn befindet sich übrigens wie Aeskulap, und das Reisen scheint sehr wohlthätig auf ihn zu wirken. Er beauftragt mich, Sie seiner geziemenden Hochachtung zu versichern."

Menard unterzeichnete dieses Schreiben, welchem Friedrich nach Dubourgs Wunsche auch noch einige zärtliche Worte anhängen sollte. Aber Friedrich hatte seinen Vater nie belogen und hielt es für besser, diesem gar nicht zu schreiben, als ihn hinters Licht zu führen.

Der Brief wurde auf die Post gegeben, und man mußte die Antwort abwarten. Zum Glück hegte ihr Wirth nicht die mindeste Besorgniß. Außerdem hatte er ja Wagen und Pferde, welche nöthigenfalls mehr werth gewesen wären, als der Betrag seiner Rech-

nung; dies beruhigte Friedrich, der indeß seine Begleiter aufforderte, einen minder kostspieligen Tisch zu führen; allein Dubourg war nicht derselben Ansicht, er fand im Gegentheil, daß dieses ihre Lage verdächtig machen könnte und Menard stimmte auch hierin abermals mit dem Herrn Baron überein.

Friedrich fing wieder seine Spaziergänge an; aber Dubourg unterließ die seinigen in Gesellschaft Menards; er hielt es für überflüssig, nachdem er sich elegant und den Woywoden in den Straßen von Lyon produzirt hatte, sich nun mit einem Klapphute und niedergeschlagener Miene zu zeigen; er meinte, man müsse ihm ansehen, daß er keinen Heller mehr aufzuwenden habe. Viele Leute verdanken die Sicherheit ihres Auftretens und ihren Dünkel nur dem Gelde, welches sie in ihrer Tasche haben, darin liegt ihr ganzer Stolz.

Dubourg philosophirte unterdessen mit Menard, der kein Philosoph war, der aber dem Baron zuhörte, weil er ihn für sehr gelehrt hielt, obwohl er nicht mehr in gleichem Grade entzückt war, ihn zum Reisegefährten zu haben, denn er ging in Gedanken ihre Abenteuer vom Beginne an, wo sie der Woywode mit seiner Berline in den Graben geworfen hatte, durch, und gewann die Ueberzeugung, daß Herr von Potoski einen gewissen Unstern mit sich führe, dessen Wirkungen sie bereits verspürten.

Nach zehn Tagen erhielt man endlich eine Antwort von dem Grafen; sie war an Herrn Menard gerichtet, aber Friedrich erbrach zitternd das Siegel.

„Sieh vorher nach, was im Briefe enthalten ist!“ rief ihm Dubourg zu.

Man fand in der That einen Wechsel von sechstausend Franken auf einen Lyoner Bankier darin. „Gut, jetzt können wir die Vorwürfe des Papas schon ertragen, sagte Dubourg; lies nur den Brief!“

Herr von Montreville schrieb bloß folgende Worte an Herrn Menard: „Ich glaube keineswegs an die Räubergeschichte, die Sie mir vormalen, ich will jedoch eine erste Unbesonnenheit meines Sohnes verzeihen; hoffentlich wird sie ihn klüger machen. Ich sende Ihnen hiemit Geld; erwarten Sie aber keine ähnliche Nachsicht mehr.“

„Er hat uns keinen Glauben beigemessen, sagte Friedrich. — Ich fürchte, wir haben ihn erzürnt, versetzte Menard. — O! seid getrost, er wird sich schon beruhigen. Von nun an wollen wir reisen wie drei kleine Engel, wir theilen gehörig ein, sind klug und weise... Dies wird uns aber durchaus nicht stören, uns gut zu nähren, da dieses für die Gesundheit nothwendig ist; nicht wahr, Herr Menard? — Credo equidem, Herr Baron. — Jetzt aber nichts Großartiges mehr... ich nehme mein Incognito wieder an... — Was! Herr Baron... — Ja, Herr Menard: mit sechstausend Franken könnten wir außerdem nicht lange große Herren spielen... ich wollte sagen, unsern Rang behaupten. — Wenn Sie aber Antwort von Rava und Krapach erhalten haben? — Ah! Dann ist es ein Unterschied... aber ich fürchte sehr lange keine zu bekommen. Was die Kasse anbetrifft,

so wollen wir dieselbe Friedrich überlassen; er ist ruhig und kaltblütig, diese Eigenschaften muß ein Kassenverwalter besitzen. — Schade, seufzte Menard leise, wir lebten so nobel, als der Herr Baron auszahlte!"

Nachdem alle Anordnungen getroffen waren, bezahlte man die Rechnung des Wirthes; für drei Wochen, die man sich im Hotel aufgehalten hatte, belief sie sich auf achthundert fünfzig Franken, wodurch die Sendung des Grafen schon sehr geschmälert wurde; allein während dieser Zeit hatte man logirt und gespeist wie große Herren. Dubourg bedauerte nur, nicht auf dieselbe splendide Weise fortfahren zu können; Menard seufzte nochmals beim Gedanken an die trefflichen Mahlzeiten, die sie gehalten hatten, und Friedrich flüsterte Dubourg ins Ohr: „Mein Freund, wenn wir so fortgemacht hätten, wären wir nicht weit gekommen."

Man verkaufte die Pferde des Herrn Grafen und kam mit einem Kutscher wegen der Wegreise von Lyon überein. „Das waren zwei Stationen, die sie theuer gekommen sind, Herr Baron, sagte Menard; die erste kostete Sie eine Berline und fünfzigtausend Franken, die zweite fünfzehntausend!... um solchen Preis hätte das Reisen bald ein Ende!... — Jetzt bin ich außer Sorgen, Herr Menard, ich glaube schwerlich, daß man mich bestehlen wird: Sokrates fand sein Haus groß genug zur Aufnahme seiner Freunde; ich finde meine Börse voll genug, so lange Friedrich für mich bezahlt."

Herr Menard erwiderte hierauf nichts: dieser Vergleich schien ihm nicht vortheilhaft.

Statt den Weg nach Turin fortzusetzen, ließ Friedrich den von Grenoble einschlagen; er beabsichtigte, diese Stadt und ihre Umgebungen zu besuchen; er hatte besonders Lust, jene Karthause zu bewundern, bei deren wildem, düsterem Anblicke der Reisende von Staunen ergriffen wird. Dubourg hatte keine Eile, Italien zu erreichen, es lag ihm wenig daran, nach welcher Richtung man sich wendete; auch wagte er seit seinem letzten dummen Streiche nicht mehr, den Ton anzugeben. Was Menard anbetraf, so fügte sich dieser stets in Friedrichs Wünsche, aber der Name der Karthause durchschauderte ihn; er fürchtete, sein Zögling wolle sich in irgend eine Einsiedelei zurückziehen, und er seinerseits empfand durchaus keinen Hang zu einer frugalen Lebensweise.

Je mehr man sich den Ufern der Isère nähert, je malerischer, je gebirgiger und imposanter wird die Landschaft. Wiesen und Wälder wechseln mit einander ab, und die Bäche, welche durch die Ebene rieseln, verlieren sich über Felsen hinab in Wasserfälle. Das sind nicht mehr die geräuschvollen Umgebungen von Paris, die lieblichen Gegenden der Rhoneufer; ein ernsteres, vielleicht majestätischeres Gemälde entrollt sich vor unseren Augen, welches unsere Seele in süße Träume versenkt, und uns in weite Ferne von jenen Städten versetzt, deren Getümmel nun nicht mehr bis zu unsern Ohren dringt.

„Wie sehr gefällt mir diese Gegend! rief Friedrich

aus; ich finde einen unbeschreiblichen Reiz in derselben, woran sich mein Herz und meine Augen weiden!... Wie süß ist es, unter diesen Laubgängen zu wandeln!... — Um an Madame Dernange zu denken, nicht wahr? — O! nein, Dubourg; ich versichere Dich, daß sie, wie alle diese Koketten, die ich in Paris gekannt habe, längst aus meinem Gedächtnisse entschwunden sind. — Aber an wen denkst Du denn auf Deinen langen, einsamen Spaziergängen? — Ach!... ich weiß nicht... Ich träume von einem mir unbekannten Wesen... von einem schönen, zärtlichen, liebenden... und besonders von einem treuen Weibe. — Und Du suchst sie am Ufer dieser Bäche? — Ich suche sie nicht, ich warte bis mir sie der Zufall entgegenführt!... — Wenn sich dieser Zufall erst in dreißig Jahren ereignete, wäret ihr beide in einem etwas reifen Alter. — Ach! Dubourg, wie langweilig bist Du doch!... Du hast gar keinen Begriff von der Liebe!... — Mein Freund, das ist eine Puppe, die Jeder nach seiner Weise aufputzt... nicht wahr, Herr Menard? — Herr Baron, ich kann hierauf nicht ad rem antworten."

Man kam nach Grenoble, wo man den Kutscher zurückschickte; dort trieb man es nicht mehr so wie in Lyon, ließ sich aber trotz dem, daß man nicht mehr so prunkte, in der Hauptsache nichts abgehen; man speiste vortreffliches Geflügel und trank vorzüglichen Wein. Herr Menard und Dubourg waren sehr zufrieden.

Tags nach ihrer Ankunft machten sich Friedrich

und seine beiden Gefährten auf, um das Karthäuserkloster zu sehen. Da Dubourg nicht mehr den großen Herrn spielte, so begleitete er ebenso gerne seinen Freund, als er bei Herrn Menard blieb, und dieser entschloß sich, obwohl er ein schlechter Läufer war und Friedrich zu genauerer Besichtigung der Gegend den Weg zu Fuß unternahm, gleichfalls ihnen zu folgen.

Die Karthause erblicken wir ungefähr nach einer halben Tagreise, umgeben von tannenbewachsenen Bergen, fruchtbaren Thälern und fetten Wiesen und Weideplätzen. Wenn man von Fourvoyerie herkommt, so schlägt man längs eines Stromes einen in den Fels eingehauenen Weg ein, zu dessen Rechten sich ein sechzig Fuß hoher Felsen erhebt. Man wird beim Anblicke dieser wilden Gegend von einem merkwürdigen Gefühle, von einer Mischung von Bewunderung und Staunen durchdrungen; man steht stille und bleibt in die Anschauung des Zackenfelsen versunken, der neben dem Mauerthor der großen Karthause in die Höhe ragt.

Friedrich bewunderte, Dubourg schweifte mit den Blicken umher und Menard seufzte; aber der gastfreundliche Empfang, der den Reisenden im Karthäuserkloster zu Theil ward, fachte die Lebensgeister des armen Hofmeisters wieder etwas an. Herr Menard war aber dessenungeachtet der Meinung, daß, obwohl man auf diesem Punkte der bewundernswürdigsten Aussicht genieße, ihm doch sein kleines Logis im vierten Stockwerk, in der Straße Bethisy, lieber sei als die malerischst gelegene Klause in der Karthause, wo

man zudem beständig Fasten hielt. Nicht Jeder ist für die Schönheiten der Natur empfänglich; und Menard kehrte mit unendlichem Vergnügen wieder nach Grenoble zurück, obgleich ihm Friedrich den Vorschlag machte, in der Karthause zu übernachten, damit er sich nicht allzusehr anstrenge. Menard gab die Versicherung, er sei nicht müde, und scheue sich vor dem fünf Stunden langen Rückweg nicht; daher machte man sich nach Tische wieder nach Hause auf.

Die Sonne war nahe am Untergehen, und unsere Reisenden noch vier Stunden von Grenoble entfernt, weil Friedrich jeden Augenblick stille stand, seinen Freund zur Bewunderung eines Thales, einer Mühle, einer reizenden Landschaft aufzufordern; so oft Friedrich stehen blieb, setzte sich Menard auf den Rasen nieder, von dem man ihn nur mit Mühe wieder in die Höhe bringen konnte; der gute Mann war ein schlechter Fußgänger. Er raffte übrigens seinen Muth zusammen und nahm sich die Freiheit, sich auf den Arm des Herrn Barons zu stützen, welcher der beste Mensch von der Welt war, wenn er sich nicht gerade als Woywode benehmen wollte.

Der Klang einer ländlichen Musik erregte Friedrichs Aufmerksamkeit. „Kommt, sagte er, laßt uns dort hinab gehen, ich sehe hier unten Landleute sich beim Tanze belustigen; wir wollen uns an dem Anblicke ihres Vergnügens ergötzen.“

„Vorwärts! rief Dubourg, es sind gewiß einige hübsche Mädchen dabei. — Wohlan, sagte Menard, wir können dort unten ausruhen und uns erfrischen.“

Die Reisenden stiegen einen Hügel hinab und kamen bald in ein mit Eichen und Tannen bekränztes Thal.

Dort waren die Bewohner eines hübschen Dorfes versammelt, welches man im Hintergrunde des Thales erblickte. Es war das Kirchweihfest des Dorfes. Die Landleute feierten dasselbe mit Tanz und Musik. Ein Dudelsack und ein Tamburin bildeten das ganze Orchester; dies war jedoch mehr als genug, um sie zu ihren Sprüngen aufzumuntern. Die Freude strahlte auf allen Gesichtern; die jungen Mädchen hatten ihren besten Staat an, und das pikante Kostüm der Bäuerinnen jener Gegend verleiht ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Die ältern Leute saßen in einiger Entfernung und unterhielten sich beim Getränke mit einander, während ihre Kinder vor ihnen tanzten.

Menard setzte sich an einen Tisch und verlangte eine Erfrischung; Dubourg strich um die Tanzenden herum und sagte den schönsten der Bäuerinnen Schmeicheleien, und Friedrich entfernte sich, nachdem er sich eine Zeitlang an diesem Gemälde geweidet hatte, und spazierte längs der Ufer eines Baches hin, der sich beim Eingang in einen dichten Wald durch eine Weidenallee durchschlängelt.

Der Klang des Dudelsacks drang bereits nur noch schwach zu seinem Ohre, er wollte gerade zu seinen Gefährten zurückkehren, da wendete er den Kopf seitwärts und sah wenige Schritte von sich ein junges Mädchen am Ufer des Baches sitzen, dessen Blicke mit einem Ausdrucke hinreißender Sanftmuth gegen

das Thal gerichtet waren; sie lächelte dem in der Ferne aufgeführten Tanze zu, allein in diesem Lächeln lag zugleich ein Gepräge von Schwermuth, welches ihr eigenthümlich schien.

Dieses junge Mädchen mochte ungefähr sechzehn Jahre alt sein. Ihre Kleidung zeugte von Armuth, sie war aber so niedlich, daß man dieses übersah. Herrliche blonde Locken flatterten um ihre sanfte Stirne; ihre Gesichtszüge waren fein und zart, ihr Mund liebenswürdig und zierlich und ihre hellblauen Augen hatten einen rührenden Ausdruck der Milde und Schwermuth, der vollkommen zu der Bläße ihrer Gesichtsfarbe paßte.

Friedrich stand stille: er betrachtete das junge Mädchen... und konnte nicht satt werden, dasselbe zu bewundern. Warum saß sie allein am Ufer dieses Baches, während sich ihre Gespielinnen dem Vergnügen und dem Tanze hingeben? Warum drückte sich in allen ihren Zügen diese Traurigkeit aus? Friedrich sah sie erst seit einem Augenblicke, und doch fühlte sein Herz schon Theilnahme für sie; er wollte Alles erfahren, was Beziehung auf sie hatte, es war ihm bereits, als ob er die Leiden des jungen Mädchens mit empfinde.

In diesem Augenblick kamen mehre Landleute vorüber, um sich zum Tanze zu begeben. Friedrich wendete sich an einige Bäuerinnen, zeigte nach der am Ufer des Baches sitzenden Kleinen und fragte: „Wer ist dieses liebenswürdige Kind? warum nimmt es nicht Theil an euren Vergnügungen?...“ Die Land-

leute standen stille, warfen einen Blick voll Mitleid und Erbarmen auf das junge Mädchen, wendeten sich dann ab, und sagten zu Friedrich: „O! mein Herr, diese arme Kleine tanzt nicht!... Das ist Schwester Anna..."

Friedrich erwartete erstaunt eine Erklärung; aber die Bäuerinnen kehrten zum Tanze zurück und wiederholten nur noch mit traurigem Tone: „Das ist Schwester Anna!"

Drittes Kapitel.

Was thut sie da? — Der ländliche Tanz.

Die Landleute hatten sich entfernt; Friedrich allein war nachdenkend in der Weidenallee zurückgeblieben, die von den scheidenden Sonnenstrahlen nur schwach beleuchtet wurde. Er blickte immer nach der Kleinen, die ihn nicht sah, weil sie nach Beendigung des Tanzes ihr Haupt auf ihre Brust herabsinken ließ und starr in das zu ihren Füßen hinrollende Bächlein schaute.

Was wollten jene Landmädchen mit den Worten sagen: „Das ist die arme, kleine Schwester Anna; sie tanzt nicht!..." Der mitleidige Ton, womit sie ihre Aeußerung begleiteten, hatte auf Friedrich einen starken Eindruck gemacht. Die Landleute schienen das liebenswürdige Kind zu bedauern und es ganz natürlich zu finden, daß sie nicht an den Vergnügungen ihrer Gespielinnen Antheil nehme.

Welche Schmerzen . . . welche Gründe mochten wohl das niedliche Mädchen von der Theilnahme an den Vergnügungen zurückhalten? Obgleich ein zartschwermüthiger Zug auf ihrem schönen Gesichte vorherrschte, so schien dies doch nicht von einem frischen Kummer herzurühren, sie war im Gegentheil ganz still und ruhig und lächelte das vor ihr murmelnde Gewässer freundlich an, wobei ihre Seele so rein schien, wie das Wasser, in dem sich ihr Bild spiegelte.

Das junge Mädchen hatte in der That etwas Geheimnißvolles an sich, welches zu enthüllen Friedrich vor Begierde brannte. Alles, was Schwester Anna betraf, war ihm bereits nicht mehr gleichgültig.

Er ging ganz leise vorwärts und stand sehr nahe vor ihr, die ihre Augen noch immer gesenkt hatte. „Ach warum," sprach Friedrich mit gerührter Stimme, „folgen Sie nicht dem Beispiel Ihrer Kameradinnen? Man tanzt einige Schritte von Ihnen entfernt... und Sie bleiben allein an diesem einsamen Orte?"

Auf Friedrich's Anrede sah das junge Mädchen auf und machte eine Bewegung des Schreckens; allein der sanfte Ton dessen, der mit ihr sprach, beruhigte sie bald, so daß sie unverzagt aufstand und die Ufer des Baches verließ.

„Sollte wohl irgend eine Qual, irgend ein tiefer Kummer an Ihrem Herzen nagen? sollten Sie so jung schon das Unglück kennen? Ach! wenn es in meiner Macht stände, Ihre Leiden zu lindern, wie glücklich wäre ich!..."

Das junge Mädchen warf auf Friedrich einen

Blick, worin sich Kummer und Dankbarkeit zugleich abspiegelten. Sie fixirte ihn einen Moment mit ihren schönen Augen und machte sodann eine graziöse Verbeugung, in der Absicht, fortzugehen... Er hielt sie zart an der Hand zurück. Sie schien hierüber erstaunt, ja erschrocken, und entzog sie gleich wieder der Hand des jungen Mannes, der dieselbe bereits mit Wärme drückte.

„Sie entfernen sich," sagte Friedrich, „Sie gehen, und ohne mir zu antworten!... ohne mich nur eines Worts zu würdigen!..."

Die Augen des jungen Mädchens wurden ausdrucksvoller, ein Gefühl von unaussprechlichem Schmerze schien dieselben zu beseelen und mit einem Male waren sie von Thränen angefüllt, die über ihre blaßrothen Wangen herabrollten.

„Großer Gott! Sie weinen!... sollte ich daran Schuld sein?" rief Friedrich, indem er auf's Neue die Hand des armen Mädchens ergriff, die ein Zeichen von sich zu geben schien, daß er nicht schuldig sei. Ein leichter Anflug von Lächeln machte sich unter den Thränen sichtbar; aber sie entzog dann sogleich ihre Hand, gewann das Dickicht des Gehölzes und verschwand so flüchtig wie ein Reh vor Friedrich's Blicken.

Er machte gleich einige Schritte, ihr zu folgen... allein es war schon dunkel und er sah nicht mehr, nach welcher Seite hin sie ihren Weg eingeschlagen hatte. Er ging daher an die Ufer des Baches zurück und blieb auf dem Platze stehen, den das Mädchen kaum zuvor noch eingenommen hatte.

Friedrich konnte sich keine deutliche Rechenschaft geben über das, was ihm widerfahren; aber er fühlte plötzlich für das junge Mädchen eine weit herzlichere, lebendigere und doch dabei sanftere Neigung, als je eine in seinem Innern sich kund gegeben hatte. So wie er sie aus dem Auge verloren hatte, schlug sein Herz stärker und es schien ihm bereits, als ob sie für ihn von Bedeutung wäre. Welche Anmuth, welche Liebenswürdigkeit!... aber warum diese Traurigkeit und dies Stillschweigen? Man nannte sie Schwester Anna: was mochte wohl der ihrem Namen angehängte Titel Schwester bedeuten? gehörte sie vielleicht irgend einem religiösen Orden an?... doch nein, ihre Kleidung widersprach dieser Vermuthung, und sie bewegte sich frei in dieser Gegend hier... Indessen ein Geheimniß umgab sie... Liebenswürdiges Mädchen!... ach! ich wünsche Alles zu erfahren, was Dich angeht, sagte Friedrich zu sich, indem er das Gehölze ansah, durch das sie entschwunden war, ich muß Dich wiedersehen, ich will Dein Elend lindern; ich fühle, daß ich Dich bereits liebe!... ach! ja, ich liebe Dich, nicht wie alle jene Koketten, die mich getäuscht haben, sondern wie Du geliebt zu werden verdienst! denn ich habe in Deinen Augen die Reinheit und die Unschuld gelesen!... Ach! wenn Du mich einst liebtest, wie glücklich wäre ich!

Indessen war es Nacht und Zeit, zu seinen Freunden zurückzukehren. Friedrich verließ mit Wehmuth die Weidenallee, in der er Schwester Anna gesehen hatte; aber beim Einlenken in das Thal sagte er

noch vor sich hin: Ich werde sie wiedersehen, ich muß sie nothwendiger Weise wiedersehen. Doch will ich nicht mit Dubourg von diesem jungen Mädchen reden, er würde sich über mich lustig machen!... Er glaubt, daß alle Weiber von gleichem Schlage sind; er hat keine Idee von der Liebe. Arme Kleine!... ach! ich möchte wissen, warum Du Dich nicht in die Spiele Deiner Jugendgenossinnen mischest!

Die Tänze wurden immer belebter; die Landleute überließen sich voll Eifer dem Vergnügen; Freude und Glück sah man auf den Gesichtern abgespiegelt. Zur Sackpfeife und zum Tamburin wurden lustige Trinklieder angestimmt. Die jungen Bursche drückten beim Tanzen die Hand ihrer Angebeteten; die Mädchen sprachen zärtlich mit ihren Liebsten; die alten Mütterchen kosten mit ihren Schooßkindern, und die alten Männer sprachen ihren Weinflaschen recht freundlich zu. Jedes lächelte das an, was ihm am besten gefiel, gleichsam, um sich für das Glück zu bedanken, das es ihm verschaffte.

Menard, der zwischen zwei tüchtigen Zechern saß, hörte ganz ruhig die Geschichten des Landvolks an, indem er dabei sich seinen Salat schmecken ließ und von Zeit zu Zeit mit seinen Nachbarn Gesundheit trank; denn auf dem Dorfe verschwand der Hochmuth, und Menard spielte nie den Hochmüthigen, d. h. er wußte solches seinem Appetit unterzuordnen.

Dubourg vergaß seine hochadelichen Titel und mischte sich unter die Tanzlustigen. Er tanzte selbst mit einer hübschen Brünette, die feurige Augen, eine

aufgestülpte Nase und sehr zarte Beine hatte. Das Landmädchen tanzte mit dem vornehmen Herrn, ohne sich vor ihm zu scheuen; im Gegentheil, da er nicht genug Sprünge machte, rief sie ihrem Tänzer sogar unaufhörlich zu: „Schneller, nicht so langsam!“ Dubourg machte seine kleinen Pariserschritte, nach Art der Salons; aber auf dem Lande heißt dies nur spazieren gehen. Die kleine Brünette sagte daher alle Augenblicke zu ihm: „Wollen Sie jetzt besser tanzen? Was soll dies Tanzen bedeuten! Potz Tausend! Sie müssen Sprünge machen, oder ich sehe mich nach einem andern Tänzer um!“

Dubourg, der nicht wollte, daß sie einen andern Tänzer nehme, bildete sodann mit seinen Armen und Beinen einen Telegraphen, und war so in steter Bewegung. Als Menard von seinem Tische aus dies Abzappeln bemerkte, sagte er zu seinen Nachbarn: „Ah, seht! wie der Baron eine Polonaise mit euren jungen Mädchen tanzt!... Seht, meine Kinder, wie man zu Krakau und auf den krapachischen Gebirgen tanzt!... Wie nobel, wie graziös er ist! Welch' niedliche Pas er macht, per fas et nefas!...“

Menard's Nachbarn rissen die Augen gewaltig auf, verstanden aber kein Wort davon. Dubourg's Tänzerin war jedoch zufrieden gestellt, und er, der sie bei guter Laune sah, erlaubte sich, ihr einen Kuß zu rauben; aber man erwiderte ihm hierauf plötzlich mit einer tüchtigen Maulschelle; denn die Landmädchen in der Gegend von Grenoble haben ganz andere Manieren, als die Gretchen um Paris herum.

Friedrich stand beim Tanze, allein er bemerkte das belebte Gemälde vor seinen Augen nicht. Er glaubte sich noch in der einsamen Allee zu befinden, und sah das junge Mädchen vor sich am Ufer des Baches sitzen.

Dubourg ging zu ihm hin. Er hatte seine Tänzerin verlassen, weil er sah, daß er für seine Sprünge in die Runde, über's Kreuz und in die Quere, nichts erhielt, und fühlte, daß die Maulschelle, die ihm die Bauerndirne für seine kleine Freiheit gegeben, seine Tanzwüth bedeutend vermindert hatte.

„Woher kommst Du?" sagte er zu Friedrich, „Du verließest uns im schönsten Augenblicke! — Ich war spazieren gegangen. — Was für ein verwegener Spaziergänger Du bist! — Aber ich glaube, es ist jetzt Zeit, daß wir uns nach Grenoble begeben, wohin wir noch vier Stunden haben."

Sie riefen Menard herbei, der Dubourg wegen seiner Tanzkunst Lobeserhebungen machte. Friedrich ließ sich den kürzesten Weg angeben, und ein junger Bauernburſche bot sich als Führer auf eine bestimmte Strecke Wegs an; Menard jedoch erklärte, keine vier Stunden marschiren zu können, und selbst Dubourg schien die Entfernung zu groß, weßhalb beide das Anerbieten des Führers, sein Ackerpferd zu holen, recht gerne annahmen. Menard setzte sich auf's Kreuz des Pferdes und klammerte sich fest an den Baron an, indessen Friedrich nebst dem Führer zu Fuße nebenherging.

Der Mond erleuchtete gerade die Gegend. Das

Wetter war herrlich. Die Tannenwälder zur Linken unserer Reisenden nahmen sich malerisch aus, die Schläge der Hammerschmiede unterbrachen allein die todesstille Nacht. Zuweilen, wenn sie nahe an einem Eisenwerk vorübergingen, überstrahlte eine feurige Helle den bläulichen Glanz des Mondes und warf auf die Gegend ein Strahlenfeuer; man hörte dabei die Stimmen der Arbeiter, die sich mit dem einsilbigen Getöse des Hammers vermengten, weßhalb Dubourg zu Menard sagte: „Hört Ihr die Cyklopen, welche Jupiters Blitze schmieden?“ und Menard entgegnete: „Ich möchte um alles Gold von Peru nicht eine einzige Nacht mich unter diesen Leuten befinden.“ Damit gab er ihrem Pferde einen kleinen Stoß mit der Ferse, weil es nicht besonders schnell lief. Dubourg und der Hofmeister waren etwas zurück, da das Ackerpferd nur langsam auf dem steinigen Fußwege fortkam. Friedrich ging neben ihrem Führer voraus; es war ein Knabe von zwölf Jahren, frei und naiv, wie fast alle Gebirgsbewohner.

„Wie heißt das Dorf, das wir verlassen? frug Friedrich das junge Bürschchen. — Es ist Vizille, mein Herr, das schönste Dorf in der Umgegend von Grenoble. — Du wohnst hier? — Ja, mein Herr, es ist mein Geburtsort. — Und . . . kennst Du hier . . .“

Ehe Friedrich seinen Satz aussprach, sah er sich nach seinen Gefährten um, ob sie ihn nicht hören könnten; aber sie waren über fünfzig Schritte hinter ihm. Dubourg sprach von der Bretagne und schilderte

Menard das dortige Leben in seinen einzelnen Verhältnissen. Friedrich überzeugte sich hiedurch, daß er mit dem Führer, ohne Besorgniß, gehört zu werden, schwatzen könne. Er fuhr daher fort: „Kennst Du in diesem Dorfe ein junges Mädchen, das man... Schwester Anna nennt? — Schwester Anna! O ja, mein Herr! Gewiß kenne ich sie! Sie wohnt zwar nicht im Dorfe selbst, aber ihre Hütte ist nicht sehr weit davon entfernt. Arme Schwester Anna!... wer sollte sie in der Gegend nicht kennen! — Ach wie, Du scheinst sie auch zu bedauern? Ist denn dies junge Mädchen unglücklich? — Bei Gott! sie ist in der That zu bedauern! und ihre Lebensgeschichte ist sehr rührend! — Weißt Du sie? — Ja, mein Herr, meine Mutter hat sie mir mehre Mal erzählt, Jedermann kennt sie bei uns. — Erzähle mir dieselbe... erzähle mir Alles, was Du von Schwester Anna weißt; sprich mein Lieber, und vergiß ja nichts, was dazu gehört!"

Bei diesen Worten drückte Friedrich dem Kleinen ein Silberstück in die Hand; und letzterer, der gar nicht begriff, wie man für eine so einfache Geschichte bezahlt werden könne, begann seine Erzählung, von der Friedrich, welcher ganz dicht neben ihm herging, kein Wort verlor.

Viertes Kapitel.

Geschichte der Schwester Anna.

Schwester Anna ist die Tochter einer Dame, Namens Klotilde, die, wie man sagt, sehr sanft und sehr schön gewesen sein soll. Diese Klotilde gehörte reichen Eltern an und ward nicht als einfaches Mädchen erzogen; allein trotz ihrer ausgezeichneten Geistesvorzüge ließ sie sich mit ihrem Manne in unserem Dorfe nieder. Man erzählte sich, es sei eine Heirath aus Neigung gewesen und Klotilde habe ihren Geliebten und eine Hütte den schönen Gemächern vorgezogen, die ihr ein anderer Mann verschafft hätte... Klotilde und ihr Mann lebten einige Zeit glücklich in unserem Dorfe, und wurden durch die Geburt einer Tochter, der kleinen Anna, erfreut, die so schön wie ihre Mutter war und die Sie, mein Herr, gesehen haben.

Vier Jahre später erhielten sie ein zweites Kind, einen Knaben, worüber die Eltern sich aufs Neue herzlich freuten. Die kleine Anna verließ ihr junges Brüderchen fast keinen Augenblick. Aber bald sollten die guten Leute das Unglück in seinem vollsten Maße kennen lernen; ein Sturm verheerte ihr Feld ... sie verloren ihre Ernte und die arme Klotilde erkrankte. Hierauf wußte ihr Mann, um seine liebe Frau und seine lieben Kinder unterstützen zu können, seinerseits kein anderes Mittel, als sich anwerben zu lassen. Er gab alles Werbgeld seiner Klotilde und sagte beim Abschied zu ihr: Wache über das Wohl unserer armen Kinder!

Der Schmerz über die Trennung von ihrem Manne machte Klotilde längere Zeit unfähig, etwas zu thun, indessen die kleine Anna ihr Brüderchen aufs Sorgfältigste pflegte und von ganzer Seele lieb hatte. Oft wiederholte ihre Mutter die Worte: „Hab Acht auf Deinem Bruder... ach! vielleicht wird er bald Niemand außer Dir zur Stütze haben!“

Ein Jahr war verflossen. Klotildens Mann hatte ihr unterdessen häufig geschrieben; aber mit einem Male hörten die Briefe auf, und zwar in Folge einer Schlacht, denn man schlug sich damals oft!

Der Mann der armen Klotilde war im Treffen umgekommen; Niemand wollte diese Trauerkunde, die bald in der Gegend bekannt wurde, der Bemitleidenswerthen mittheilen, und Klotilde harrte noch immer auf Briefe von ihrem Manne, während derselbe schon lange nicht mehr am Leben war. Die arme Frau bestieg jeden Tag einen hohen Berg, von dessen Gipfel aus man eine sehr weite Aussicht auf die zur Stadt führende Landstraße hatte, auf welcher sie ihren Liebsten zurückkehren zu sehen hoffte. Zuweilen brachte sie ganze Tage sitzend unter einem Baume zu und sah unaufhörlich nach der Straße, auf der sie den Theuersten ihres Herzens zum letzten Mal gesehen hatte.

Wenn man Klotilde hier traf, so suchte man sie zu trösten und besonders von ihren Kindern zu sprechen; allein sie erwiderte traurig: Anna ist ja bei ihrem Bruder, und verläßt ihn nicht; sie wird seine zweite Mutter werden.

In der That, das junge, kaum siebenjährige Mädchen setzte bereits das ganze Dorf durch ihren Verstand und ihre Anhänglichkeit an ihren Bruder in Erstaunen. Der arme Kleine sah den größten Theil des Tages über Niemand als sie, allein es ging ihm nichts ab. Seine Schwester Anna pflegte, wiegte, liebkoste ihn und beeiferte sich, seinen geringsten Wünschen zuvorzukommen; daher auch das Kind zuerst den Namen der Schwester Anna stammelte; und diesen Namen gab ihr hernach Jedermann im Dorfe, wo man sie als ein Muster von Geschwisterliebe auszeichnet. Der Name ist ihr auch bis auf diese Stunde geblieben.

Eines Tages war Klotilde, wie gewöhnlich, ausgegangen, um sich an ihren Lieblingsort zu begeben, und Schwester Anna war allein in der Hütte mit ihrem Brüderchen zurückgeblieben; zur gewöhnlichen Stunde, wo sie sonst nach Hause zu kommen pflegte, erschien sie nicht. Der kleine Knabe spielte an der Seite seiner Schwester fort, sah jedoch unruhig von Zeit zu Zeit ins Feld hinaus und wiederholte klagend die Worte: Mama kommt nicht!

Es ward Nacht und Klotilde noch nicht zurückgekehrt. Wäre Anna allein gewesen, so würde sie ins Dorf gesprungen sein, um in der Umgegend nach ihrer Mutter zu sehen; aber ihren Bruder verlassen; dies war ihr unmöglich; er war ein Kleinod, das ihr anvertraut war, und sie konnte dem Gedanken keinen Raum geben, sich nur einen Augenblick von ihm zu trennen.

Das arme Kind entschloß sich, ihren Bruder zu Bette zu legen, der damals drei Jahre alt und nach kleiner Kinder Weise schläfrig war; sie selbst aber blieb am Bette des Knaben wach, in steter Erwartung auf der Mutter Rückkehr. Die Zeit verstrich und mit jeder Minute steigerte sich die Angst des jungen Mädchens; ihr Herz pochte, große Thränen flossen über ihre Wangen und sie brach zum Oeftern in die Klageworte aus: Mama kommt nicht... ach, mein Gott! sollte sie uns verlassen haben!

Um das Unglück zu vermehren, erhob sich ein entsetzlicher Sturm über dem Dorfe. Der Donner tobte furchtbar, und die arme, erschrockene Schwester Anna versteckte ihr Gesicht in das Bettchen ihres kleinen Bruders, indem sie nach ihrer Mutter um Hülfe rief. Auf einmal blitzte es unter furchtbarem Krachen, das im ganzen Orte wiederhallte. Schwester Anna, erschreckt durch den heftigen Donnerschlag, wagte einige Zeitlang nicht ihre Augen aufzuschlagen; aber als sie nun um sich sah, verbreitete sich bereits ein dichter Rauch in der Hütte. Die Kleine suchte angstvoll nach, woher dieser Qualm, der sie einhüllte und mit jeder Minute stärker wurde, kommen mochte; sie lief an's Fenster, aber die Flammen schlugen plötzlich von außen herein und gestatteten ihr keinen Ausweg. Der Blitz hatte das Dach der Hütte getroffen und plötzlich in Brand gesteckt, so daß die armen Kinder allenthalben von den Flammen umgeben waren.

Das junge Mädchen dachte dabei nur an ihr Brüderchen, sie hob es aus seiner Wiege heraus,

nahm es in ihre Arme und betrachtete es von allen Seiten, indem es entsetzliche Verzweiflungstöne ausstieß. Aber ach! die Gefahr vermehrte sich, sie verlor ihre Kräfte ... der Rauch überwältigte sie ... sie wollte noch einmal rufen ... allein sie vermag es nicht mehr!

Sie können sich, mein Herr! wohl denken, daß alle Dorfbewohner der Hütte zu Hülfe eilten. Das Haus war nicht mehr zu retten, aber man wollte wenigstens die Kinder befreien. Mit großer Gefahr kam man in das Zimmer der Schwester Anna. Man fand sie mit ihrem Brüderchen unter dem Bett ihrer Mutter verborgen. Sie hielt dies theure Kleinod fest an ihr Herz gedrückt, um es vor dem Tode zu bewahren; aber vergebens! Der arme Kleine lebte nicht mehr! Schwester Anna war in Ohnmacht gefallen: man war so glücklich, sie wieder zu sich zu bringen. Aber denken Sie sich, mein Herr, den Schmerz und das allgemeine Entsetzen! Die schrecklichen Begebenheiten, die sie erleben mußte, hatten ihr den Gebrauch der Sprache geraubt ... Sie öffnete ihren Mund, und vermochte nur wenige unverständliche Töne laut werden zu lassen ... seit jener Zeit hat die arme Kleine nicht mehr gesprochen.

„Großer Gott!" sagte Friedrich, „armes Kind! Das also ist die Ursache der über Deine lieblichen Gesichtszüge ausgebreiteten Melancholie."

„Ja, mein Herr," erwiderte der junge Führer, „Schwester Anna ist stumm; Alles, was man seither mit ihr versucht hat, sie zum Sprechen zu bringen, war umsonst: die Aerzte der Stadt haben erklärt, daß

der furchtbare Schrecken und die Verzweiflung, ihren Bruder umkommen zu sehen, ohne ihm helfen zu können, ihr die Sprachfähigkeit geraubt haben und daß nur ein ähnliches auffallendes Ereigniß ihr vielleicht die Sprache wieder verschaffen könnte. Aber die Kleine hat ein Herz zur Empfindung ihrer Leiden behalten... sie wußte Alles, was sie erduldet, begreiflich zu machen, und weinte viele Jahre lang um ihre Mutter und ihren Bruder; denn die arme Klotilde war ihrem Schmerz erlegen und man fand sie entseelt am Fuße des Baumes, auf dem Gipfel des Berges, noch in derselben Nacht, die für ihre Kinder so unheilvoll war.

Der Blitz, welcher die Hütte in Brand steckte, hatte Anna des letzten Asyls, das ihr noch übrig geblieben war, beraubt; aber alle Bewohner des Orts machten es sich zur Pflicht, dem jungen Mädchen beizustehen, und eine edle Frau, Namens Margaretha, die eine Hütte im Walde am Ende des Thals bewohnt, nahm Anna zu sich und adoptirte sie als ihre Tochter.

Margaretha war auch arm; aber mittelst der Unterstützung von Seiten der reichsten Dorfbewohner bekam Anna eine Kuh und einige Ziegen.

Mehre Jahre lang schien Anna unfähig, sich irgend einer Arbeit unterziehen zu können. Sie brachte die meiste Zeit des Tags sitzend an den Ufern eines Baches oder im Dickicht der Wälder zu; unachtsam auf Alles, was man ihr sagte, vermochte sie nichts als ihre Eltern und ihren Bruder zu beweinen; die Zeit hat indessen ihren Schmerz etwas gelindert, sie ist jetzt ruhiger und gefaßter und sehr erkenntlich für

Alles, was man an ihr thut; auch besorgt sie in neuerer Zeit die Feldgeschäfte und zeigt gegen die gute Margaretha, die nun sehr alt ist und ihre Hütte nicht mehr verläßt, die zärtlichste Aufmerksamkeit.

Kurz, Schwester Anna benimmt sich gegenwärtig wieder sanft und gefühlvoll, wie vor Jahren. Sie lächelt sogar zuweilen, aber dies Lächeln ist immer mit einem traurigen Zuge vermischt! Beim Anblick eines kleinen Knaben im Alter ihres Bruders überfällt sie plötzlich eine Art convulsivischen Zitterns, und Thränen rollen über ihre Wangen herab. Wenn Sie, mein Herr! sie gesehen haben, so wissen Sie selbst, wie schön sie ist! jetzt ist sie sechzehn Jahre alt; obschon sie nicht spricht, so weiß sie sich doch sehr gut verständlich zu machen; ihre Mienen sind so ausdrucksvoll! und ihre Augen so beredt! O! wir verstehen sie alle sehr gut! trotz dem ist es Schade, daß sie nicht sprechen kann, denn die Frauen sagen, es würde ihr viel Erleichterung verschaffen!"

„Arme Kleine! sagte Friedrich; ach! ja, es ist sehr Schade! Wie sanft müßte ihre Stimme sein! wie gerne hätte ich sie hören mögen! Aber ich fühle, daß ihr Unglück sie mir gerade noch viel interessanter macht! Und Du sagst, ihre Wohnung sei im Gehölze? — Ja, mein Herr; o, die Hütte der alten Margaretha ist sehr leicht zu finden! Wenn sie dem Fußpfad folgen, der in die Weidenallee führt, so finden Sie links eine lichte Stelle, von der aus Sie einen kleinen Hügel hinabsteigen, und die Hütte steht vor Ihnen."

„Schön, mein Kleiner, ich danke Dir! — Aber jetzt, mein Herr, ist Grenoble vor Ihnen ... Sie bedürfen wohl meiner nicht mehr? Nein, mein Freund, ... hier noch dies für Deine Mühe. — Schönsten Dank, mein Herr; wenn Sie wieder einen Führer im Dorfe nöthig haben, ich heiße Julius, so empfehle ich mich Ihnen für die Zukunft. — Gut, ich werde es mir merken."

Die beiden Cavaliere stiegen ab; statt ihrer schwingt sich der kleine Führer auf's Pferd, verabschiedet sich von den Reisenden und kehrt im langsamen Schritte nach Hause zurück. Friedrich dachte an Alles das, was ihm der kleine, gute Junge erzählt hatte, und ging stillschweigend neben seinen beiden Gefährten her, die an den Thoren von Grenoble sich über die Art und Weise unterhielten, wie man eine Ente mit Oliven zubereiten müsse, eine Unterredung, die sie schon seit längerer Zeit auf's Ernsteste beschäftigt hatte, indem sich Dubourg auf die in der Bretagne gebräuchliche Methode berief, Menard aber auf die Principien, die er von dem königlichen Hofkoche gelernt hatte.

Im Gasthofe angelangt beeilte sich ein jeder, sich zur Ruhe zu legen, deren er nach einem so anstrengenden Tage sehr bedurfte. Friedrich allein konnte auf seinem Lager keine Ruhe finden, das Bild des jungen Mädchens schwebte immerwährend vor seinen Augen; er dachte an ihr Unglück, an die ihm erzählte rührende Geschichte, und sagte zu sich: Wie sie ihren ...e liebte! welch' himmlische Seele! welch feuri= ... Herz! wie müßte sie lieben, wenn sie die Liebe

zum Manne kennen lernte! welche Lust, sie ihr einzuflößen!... sie in ihren himmlischen Augen zu lesen, die so völlig das Organ ersetzen, das sie verloren!"

Diese Gedanken beschäftigten Friedrich die ganze Nacht hindurch. Mit Tagesanbruch stand er auf, und gönnte seinen Gefährten die Ruhe, die ihn floh, verließ den Gasthof, nahm ein Reitpferd, und sprengte im Galopp dem Wege zu, der nach dem Dorfe Bizille führt.

Fünftes Kapitel.

Ein Tag im Gehölze.

Die Liebe ist der Gott, der unsere Zeit am angenehmsten beschäftigt; sie macht uns frei vom Raume, füllt die Entfernungen aus und läßt uns die Zeit vergessen. Nie langweilt sich ein Verliebter, selbst dann nicht, wenn er in seiner Liebe unglücklich ist. Erinnerungen, Plane und Hoffnungen beseelen unaufhörlich ein liebendes Herz. Die Liebe ist der Gott aller Länder und aller Menschenklassen; sie dringt in die Hütten, wie in die Paläste ein. Man liebt auf dem Lager von Moos ebenso gut, als auf den weichsten Polstern; Leute behaupten sogar, man liebe besser auf dem Lande, als in der Stadt; wenigstens muß die Liebe sich hier natürlicher zeigen. Der Gebirgsbewohner, der Holzhacker, der Taglöhner haben keine Zeit dazu, sich mit den schönen Künsten, Finanzprojekten und politischen Planen zu beschäftigen; es

ist aber allen Menschen gestattet, zu lieben, und gerade darin besteht das größte Glück des Menschengeschlechts. Ich weiß nicht gleich, welcher Schriftsteller höchst treffend gesagt hat: „Die glücklichste Lebenszeit des Mannes ist die, welche er damit zubringt, seine Geliebte anzubeten.“

Schade, daß diese Zeit so kurz ist!... Wahrscheinlich zur Erneuerung ihres Glücks wechseln die Männer ihre Geliebten oft ... die Frauen nehmen die Liebe nicht so leicht; denn für sie ist die Liebe ihre ganze Lebensgeschichte, und für uns nur ein Roman.

Friedrich war nun im Thale angelangt, wo man gestern noch tanzte und wo es jetzt, wie überhaupt in der ganzen Umgebung, ganz still war. Einige Taglöhner begegneten ihm, die sich auf's Feld an ihre Arbeit begaben, und einige Bäuerinnen waren da und dort auf ihren Aeckern und Wiesen beschäftigt. Hier that das Vergnügen von gestern der Arbeit des kommenden Tags keinen Eintrag; die guten Leute erholten sich, wenn sie von den Vergnügungen des Festes sich unterhielten, daß nur alle Jahre einmal gefeiert wird; aber diese Zeit geht schnell für sie vorüber und sie wissen sie wohl zu benützen.

Friedrich ritt auf die kleine Weidenallee zu, stieg vom Pferde, band es an einen Baum und suchte den Weg durch's Gesträuch. Er sah nach dem holden Mädchen an den Ufern des Baches, aber er traf sie nicht an dem Platze, wo er sie gestern zuerst erblickt hatte. Er drang sodann durch das Dickicht des Wal-

des linker Hand, indem er sich der Worte seines Führers erinnerte. Alles war ruhig und still; das düstere Laubwerk der Tannen ließ kaum einige Sonnenstrahlen durchdringen. Nun befand sich Friedrich an einer lichten Stelle, stieg einen Hügel hinab, und stand plötzlich vor einer ganz armseligen Hütte.

Das Holz, wovon man diese ärmliche Hütte erbaut hatte, war an mehreren Stellen halb verfault, das Dach dem Einsturz nahe. Einiges Pfahlwerk umgab einen kleinen Garten zur Rechten des Hauses; aber der größte Theil der Umzäunung lag auf dem Boden. Friedrichs Herz schlug lange beim Anblick dieser Hütte, welche das Gepräge der größten Armuth und des Mangels an den nöthigen Lebensbedürfnissen verrieth.

„Hier also ist ihre Wohnung," sagte Friedrich vor sich hin, „hier hat sie ihre Lebenszeit seit ihrem siebenten Jahre in Noth und Verlassenheit zugebracht!... Armes Kind! wenn schon Deine erhabene Aufopferung und das Unglück, das die Folge davon war, Dir die allgemeine Achtung erwerben mußten, so hast Du doch bloß diese Hütte gefunden, um Deinen Bruder und Deine Eltern beweinen zu können, und bist noch glücklich darüber, daß Du wenigstens ein Asyl und das tägliche Brod hast."

Friedrich lehnte sich an einen Baum und betrachtete die Hütte; sein Herz war zu bewegt, als daß er weiter vermochte, denn zu seufzen und noch einmal zu sagen: „Hier ist sie!"

Einige Minuten gingen vorüber. Plötzlich öffnete sich die Thür... ein junges Mädchen erschien auf

der Schwelle der Thüre und warf einen Blick dem Walde zu... sie war es! Die Traurigkeit dieser wilden Gegend, der düstere Anblick des Waldes, die Armuth der Hütte, alles war verschwunden! Die Gegenwart des jungen Mädchens hatte mit Einemmale diesen Ort verklärt! Das weibliche Wesen, das man liebt, besitzt eine außerordentliche Macht; es theilt seine Liebenswürdigkeit der ganzen Umgebung mit: in ihrer Nähe scheint die düsterste Hütte nichts weniger als unheimlich und die rauhste Gegend freundlich! Schwester Anna ging in die Hütte zurück. kam aber sogleich wieder heraus, und brachte vier Ziegen mit sich, die ihre ganze Heerde ausmachten. Eine Kuh zeigte sich in dem kleinen Gärtchen, welcher Anna im Vorbeigehen schmeichelte und ihr baldige Rückkehr zu versprechen schien. Sodann trieb sie ihre Ziegen an einen Berg, wo Kräuter im Ueberfluß wuchsen, und die junge Stumme ging langsam hinter ihrer kleinen Heerde her, indem sie das Haupt leicht auf die Brust herabgesenkt hielt und es bloß aufhob, um zu sehen, ob ihre Ziegen nicht vom rechten Pfade abkommmen.

Friedrich blieb hinter dem Baume angelehnt, der ihn fast ganz bedeckte, und verlor keine einzige Bewegung der Schwester Anna aus den Augen. Da sie dem Berge zuging, folgte er ihr leise; er brannte vor Begierde, neben ihr zu sein und mit ihr zu sprechen, aber er fürchtete, sie zu erschrecken, wenn er so unerwartet erscheine. Sie schien so ängstlich, so furchtsam! wenn sie etwa fliehen würde!

Indessen setzte sie sich auf einen grünen Hügel und nahm aus ihrer Tasche ein Stück schwarzes Brod nebst einige Feigen, um sich daran zu laben. Friedrich näherte sich ihr allmählig ... bald stand er ihr ganz nahe, und im Augenblicke, wo sie ihren Kopf umdrehte und eine ihrer Ziegen mit den Augen suchte, gewahrte sie zugleich den jungen Unbekannten von gestern.

Das junge Mädchen machte eine Bewegung, die mehr Erstaunen, als Schrecken errieth, und überdies hatte Friedrich nichts Furchtbares an sich: da er vor ihr stand, schien er selbst bange zu sein und zu zittern: seine Blicke waren bescheiden und liebreich, all seine Züge voll Sanftmuth und die sprechendsten Zeugen von dem Interesse, welches Anna ihm einflößte.

Schwester Anna machte Miene aufstehen und sich entfernen zu wollen. — „Ach! bitte! sagte Friedrich zu ihr, flieht mich nicht, liebenswürdiges Mädchen! ich fühlte mich unglücklich, wenn ich Euch Furcht einflößte.“

Die Kleine lächelte holdselig und schüttelte freundlich den Kopf, zum Zeichen, daß dies nicht der Fall wäre.

„Ich habe Euch gestern Abend am Ufer des Baches gesehen,“ begann Friedrich, indem er sich ihr näherte. Schwester Anna sah ihn an und ließ dann wieder lächelnd den Kopf sinken, gleichsam als wollte sie damit sagen, daß sie sich dessen erinnere.

„Ach wie! Ihr erinnert Euch meiner noch! Aber Ihr, liebenswürdiges Kind, seid mir indessen nicht

aus dem Gedächtniß gekommen. Konnte ich gleichgültig bleiben bei'm Anblick solcher Anmuth und solch schöner Gesichtszüge?"

Die Kleine hörte diese Worte mit Erstaunen an, denn Alles, was er ihr sagte, war ihr ganz neu. Friedrich setzte sich auf den Rasen einige Schritte von ihr entfernt nieder. Diese Handlung setzte die junge Stumme in Erstaunen; sie sah daher den Fremden etwas furchtsam an, las aber auf der Stelle die Gesinnung seines arglosen Herzens in seinen gutmüthigen Augen. Sie schlug ihre Blicke wieder nieder... gab jedoch in ihren anmuthigen und schuldlosen Gesichtszügen zu verstehen, daß sie mit Neugier auf Friedrich's weitere Unterredung harrte.

„Als ich Euch gestern hier zum ersten Male sah, sagte er zu ihr, fühlte ich sogleich für Euch das lebhafteste Interesse... Aber wie hat dasselbe seither zugenommen, da ich alles erfahren habe. Arme Kleine! ach! ich kenne Eure traurige Lage! ich kenne all Euer Unglück, das Euch heimgesucht hat!"

Die Züge der jungen Stummen nahmen einen ausdrucksvolleren Charakter an; eine furchtbar schmerzhafte Erinnerung schien ihr Inneres zu bewegen... Sie stieß einige dumpfe Seufzer aus, erhob die Augen gen Himmel und ließ sie sodann wieder zur Erde sinken, indem ein heftiger Thränenstrom auf einmal über ihre Wangen herabrollte.

Friedrich näherte sich ihr. Er schlang ganz leicht seinen Arm um den der Schwester Anna und ergriff eine ihrer Hände, die er hernach auf sein Herz legte mit den

Worten: „Ich habe Eure Schmerzen auf's Neue angeregt; verzeiht mir. O könnte ich dieselben doch vielmehr ganz aus Eurem Gedächtnisse verbannen und Euch recht glücklich machen! Armes Kind! erlaubt mir, Euch zu trösten. Von diesem Augenblicke an seid Ihr nicht mehr allein in der Welt; Ihr besitzt einen Freund ... es gibt ein Herz, welches das Eurige versteht, und das, so lange es lebt, nur für Euch schlagen wird. Anna, geliebte Freundin, erlaubt mir, daß ich Euch liebe, Euren Kummer und Eure Sorgen theile, nur an Euch denke und jeden Tag Euch wieder sehe. Ach! schlagt mir diese Gunst nicht ab ... oder ich würde noch viel unglücklicher als Ihr werden!"

Friedrich sprach mit Wärme; die Liebe beseelte ihn und machte seine Stimme noch angenehmer und seine Blicke viel reizender. Die junge Stumme hatte ihn von Beginn an mit Erstaunen angehört... ein unbekanntes Gefühl regte sich in ihr... sie wollte ihre Hand zurückziehen... allein sie vermochte es nicht... Friedrich sprach nicht mehr... und doch hörte sie ihn noch...

Aber bald vernichtete der Gedanke an ihre Lage und ihr Unglück die Wonne, von der sie einen Moment beglückt ward. Sie warf einen traurigen Blick auf Friedrich, und, da dieser sie noch weit betrübter ansah, zog sie ihre Hand zurück, indem sie Friedrich von sich stieß und ihm unter innerm Schmerz und Kopfschütteln zu verstehen gab: „Nein, Ihr könnt mich nicht lieben; ich bin zu unglücklich!"

Friedrich verstand sie; er drückte von Neuem ihre Hand an sein Herz und deutete auf ihre Hütte: „Mit

Euch," sagte er, „würde ich mich glücklich fühlen, in diesem Walde zu wohnen!"

In demselben Augenblicke ließ sich der Ton einer kleinen Glocke hören. Dies Zeichen setzte Anna in Kenntniß, daß die alte Margaretha aufgestanden war. Sie beeilte sich daher, ihre Ziegen zusammenzurufen und den Weg nach der Hütte zurück einzuschlagen.

„Werdet Ihr wiederkehren?" sagte Friedrich zu ihr; „ach! ich möchte Euch heute noch einmal sehen!"

Sie deutete auf die Sonne, deren Strahlen durch das Laubwerk drangen und neigte hernach den Kopf auf die Rückseite der Hand.

„Wenn die Sonne untergeht... werdet Ihr an's Ufer des Baches kommen?"

Schwester Anna machte ein bejahendes Zeichen, hernach trieb sie ihre Ziegen weiter und ging behende ihrer Hütte zu. Bevor sie aber in dieselbe eintrat, drehte sie noch einmal den Kopf um und sah nach dem Platze, wo sie Friedrich gelassen hatte; sie lächelte ihm zu und verschwand. Dieses Lächeln, dieser Blick entzückte den jungen Liebenden; bereits war er für Schwester Anna kein Fremder, kein Unbekannter mehr; dieser Gedanke machte ihn ganz wahnsinnig glücklich. In der Liebe bedarf man so wenig hiezu!

Friedrich sah nach seinem Pferde; aber sollte er nach Grenoble reiten, um auf den Abend wieder zurückzukehren?... Nein, es schien ihm natürlicher, im Dorfe zu bleiben, eine einfache Mahlzeit zu genießen und hernach um die Hütte herumzuschleichen, von der er sich bereits nur mit Wehmuth zu trennen vermochte.

Daran lag ihm wenig, was seine Gefährten darüber denken und urtheilen mochten. Es war nöthig, daß sie sich an seine Abwesenheit gewöhnten; denn Friedrich wußte wohl, daß er oft nach Vizille kommen, oder vielmehr, daß er nur selten nach Grenoble gehen werde. Im nahen Walde wohnte der Gegenstand, den er leidenschaftlich liebte; Schwester Anna war bereits Alles für ihn; er dachte nicht mehr an die Zukunft, an seinen Rang und an die Plane seines Vaters; er sah nur Anna und wollte nur für sie leben... Allerdings datirte sich diese Liebe erst von gestern und war Friedrich erst einundzwanzig Jahre alt.

Im Dorfe, wo er sich labte und ausruhte, sprach er beständig von Anna; und Jedermann gefiel sich darin, ihre Tugenden, ihre Sanftmuth, ihr Zartgefühl zu rühmen; aber immer setzten die Bauersleute hinzu: „Das arme Mädchen ist sehr zu bedauern, sie läuft Gefahr, stets in ihrer armseligen Hütte bleiben zu müssen, denn wer sollte sich einer unglücklichen Stummen annehmen?"

Friedrich lächelte und schwieg; aber er dachte daran, daß er in Paris Damen gesehen habe, die durch Anmuth, Reiz, Talent und Geschmack im Aeußeren Aller Augen auf sich zogen, und welchen Allen er dennoch die junge Stumme im Walde vorzog.

Der junge Mann fand im Dorfe die nöthige Erquickung und ritt, nachdem er seinem Pferde ein gehöriges Futter hatte geben lassen, dem Waldwege zu. Hier band er seinen Klepper an einen Baum in der Nähe des Baches und ging zu der einsamen Hütte.

Es war erst Mittag, allein Friedrich hoffte, beim Herumschleichen um das Haus Schwester Anna zu sehen und dadurch eher bis zum Abend geduldig auszuharren.

An der Umzäunung, die zum Schutze des Gartens diente und etwa vier Fuß hoch ist, kann man leicht mit einem Blicke die ganze Strecke übersehen: der Garten ist klein, aber dennoch sehr nützlich angelegt. Mehre Fruchtbäume, einige Weinstöcke, Gemüse und Blumen wuchsen in friedlicher Eintracht neben einander auf diesem schmalen Platze, wo die Natur all ihren Neigungen mit ungebundener Lust folgen konnte.

Als Friedrich den Kopf vorstreckte, sah er eine alte Frau unter einem Feigenbaum sitzen. Sie schien sehr alt, aber ihr ehrwürdiges Aeußere verrieth die Ruhe und den Frieden ihrer Seele: Friedrich sah sie einige Augenblicke ehrerbietig an ... sie hatte ja Anna aufgenommen, sie hatte Mutterstelle an ihr vertreten.

Das Gesicht der guten Alten erheiterte sich: die junge Stumme näherte sich ihr, sie trug in ihren Händen ein hölzernes Gefäß mit Milch und stellte es auf Margarethens Schooß. Diese gab ihr einen sanften Schlag auf die Wange mit den Worten: „Schön, mein Kind, schön, mein liebes Kind... setze Dich hieher zu mir... Du weißt wohl, daß ich Dich gerne vor Augen habe, wenn ich zu Mittag speise.'

Das junge Mädchen setzte sich gleich vor Margaretha nieder; sie schien ihre geringsten Wünsche zu errathen und ergriff öfters die Hand der guten Alten, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen.

Friedrich blieb immerfort an seinem Platze stehen, denn er würde ganze Tage lang dies Gemälde mit Lust betrachtet haben.

Nachdem die Alte ihre Mahlzeit, aus Früchten und Milch bestehend, zu sich genommen hatte, erhob sie sich und machte sich mit Hülfe der Schwester Anna einige Bewegung im Garten. Friedrich versteckte sich, als sie an ihm vorüberkamen; aber er bemerkte zugleich, daß die Kleine einen schnellen Blick in den Wald warf und Jemand zu suchen schien. Wenn dieser Blick ihm gelten würde!... ach! wie glücklich wäre er; sein Herz machte sich insgeheim Hoffnung darauf. Er wollte in den Garten hinein gehen und der niedlichen Stummen sich zu Füßen werfen... aber Margaretha's Anwesenheit verhinderte ihn daran.

Sie waren in ihre Hütte zurückgegangen. Friedrich verließ seinen Platz, von dem aus er den Garten übersah. Er schlenderte hierauf im Walde herum. Ueberall fand er die Spur der armen Waise; jeder Baum, jeder Busch erzählte ihm von ihr. Wohnte sie nicht schon neun Jahre in dieser Gegend? Ihre Füße hatten diesen Rasen berührt, und sicher ihre Blicke schon Alles betrachtet, was er hier fand.

Friedrich ging langsam an den Bach hinab und setzte sich an den Platz, wo er Schwester Anna zum ersten Mal gesehen hatte. Sie konnte noch lange nicht kommen; Friedrich zog daher seine Schreibtafel aus der Tasche und nahm sein Bleistift... Was schrieb er? Verse auf Schwester Anna! Sind nicht alle Liebende Dichter? und sind die Dichter nicht weit

beredter, wenn sie lieben? Noch besitzt man die Verse, die Tibull auf Delia gemacht hat; Ovid hat seine Julia verewigt und Orpheus bezwang mit seinem Gesang die Höllenmächte, in deren Gewalt er Eurydice fand. Die Liebe verherrlichte Anacreons Leyer und ihr göttlicher Geist sprach sich in Sappho aus. Die Reize der Lesbia entflammten die Begeisterung des Catullus, gleichwie Cinthia's Reize die Verse des Properz lieblicher und feuriger machten. Verdankte nicht auch Petrarka seiner Laura einen Theil seines Ruhms? auch ohne sie würde er ein Dichter geworden sein, aber würde er die Liebe so himmlisch-schön geschildert haben? Eucharis, Eleonore, euch verdanken wir die zärtlichsten Elegien von Bertin und die lieblichsten Verse von Parny.

Die Zeit vergeht sehr schnell, wenn man Verse auf Jemand macht, den man liebt: Friedrich, in seine Gedanken vertieft, schrieb noch; ein kleines Geräusch ließ sich vernehmen, er sah sich um, Schwester Anna stand hinter ihm und betrachtete neugierig, was er that. Sie wurde verlegen, als er dies wahrnahm, allein er beruhigte sie; und nachdem er sie an seine Seite sitzen hieß, las er ihr vor, was er indessen niedergeschrieben hatte.

Schwester Anna wußte nicht, was diese Verse zu bedeuten hatten; aber als Friedrich ihr dieselben vorlas, begriff sie sogleich, was er damit sagen wollte. Das Herz ist der Schlüssel des Geistes bei den unverdorbenen Naturkindern; aber das Gegentheil bei künstlich erzogenen Weibern.

Das junge Mädchen war schon weniger furchtsam und verlegen in Friedrich's Nähe; im sechzehnten Jahre schließt man sich schnell an, und zwar um so schneller, wenn man weder die Gebräuche der Welt, noch ihre lästigen Gesetze kennt. Friedrich schien so sanft, so gut, so gefühlvoll! Er bedauerte sie, nahm sich ihrer an, und die arme Waise war ganz erstaunt, daß es in der Welt noch eine andere Person gebe, die sich um ihr Schicksal kümmerte, als Margaretha. Die Dorfbewohner bezeugten ihr Theilnahme und Mitleiden, aber... dies Gefühl hat etwas Drückendes für den, welcher der Gegenstand desselben sein muß. Ach! das war es nicht, was sie in Friedrich's Augen las. Er sprach voll Interesse mit ihr, er sah sie voll Zärtlichkeit an und sie fühlte sich bereits nicht mehr so unglücklich.

Anna erhob sich und deutete mit dem Finger nach Friedrich's angebundenem Pferd; sodann sahen ihre Augen unruhig nach dem Dorfe, dem Wald und den Bergen Grenoble zu, und hernach wiederum auf Friedrich. „Ich will nach Grenoble," sagte er zu ihr, „dort wohne ich mit zwei Freunden, die vielleicht über meine lange Abwesenheit in Unruhe sind... aber ich werde morgen wieder hieher kommen... ich werde alle Tage wiederkehren... Könnte ich einen einzigen Tag verleben, ohne Euch zu sehen!"

Die Kleine lächelte und schien beruhigter; sie begleitete ihn an sein Pferd; Friedrich drückte die zarte Hand der Schwester Anna an sein Herz und entschloß sich endlich, nach Grenoble zurückzukehren. Das junge

Mädchen ging bis an den Waldsaum, um ihm mit den Augen so lange folgen zu können, als es die Dämmerung erlaubte. Als sie den Hufschlag des Pferdes nicht mehr hörte, kehrte sie nach ihrer Hütte zurück. Nachdenkend, träumend und ganz erstaunt über das neue Gefühl, das sie empfand, und wovon sie sich keine Rechenschaft geben konnte, ging die junge Stumme langsam in ihre Hütte zurück.

Sechstes Kapitel.

Wie man im zwanzigsten Jahre liebt.

„Wo Teufels kommst Du her?“ fragte Dubourg den jungen Grafen, der eben heimkehrte, als sich seine beiden Gefährten zum Nachtessen setzen wollten. „Ich komme von ... aus der Umgegend. — Was fällt denn Dir ein, so herumzujagen? Willst Du wieder dieselbe Lebensweise anfangen, wie in Lyon? — Möglich. — Das wird unterhaltend für uns sein. In Lyon konnte man sich wenigstens Vergnügen verschaffen, Besuche machen ... — Ja, wie z. B. bei der Marquise von Versac, nicht wahr? — Aber hier! ... wir kennen ja die ganze Stadt schon auswendig. Wenn man nur wenigstens Bekanntschaften anknüpfen ... In einigen Häusern Zutritt erhalten könnte ... ohne Geld kann man sich aber nirgends zeigen; man sieht dann so dumm aus, daß es Jedermann merkt. Wenn Du in allen Städten, wo wir Halt machen, jeden Baum, jeden Busch, jede hübsche Aussicht und jeden Felsen

kennen mußt, wenn kein Bächlein rieseln darf, dessen Lauf Du nicht verfolgt hast, so kommen wir vor zehn Jahren nicht nach Italien!... und Deine ganze Lebenszeit würde nicht hinreichen, nur die Hälfte von Europa kennen zu lernen!"

„Die Reflexion des Herrn Barons scheint mir wirklich sehr richtig, sagte Menard. Wir kommen kaum schneller vorwärts als die Schildkröten, si parva licet componere magnis. — Ich wollte Dir es noch hingehen lassen, wenn Du in Neapel oder Florenz wärest!... Es gibt Denkmale, die man nicht genug bewundern kann. Staune das Coliseum von Rom oder die prächtige Sankt Peterskirche an, geh' auf dem Pausilippo oder auf dem Vesuv spazieren, dann will ich nichts sagen; aber was siehst Du hier in dieser Gegend Außerordentliches? die Umgebungen sind malerisch, romantisch, das ist richtig, wir werden aber auf unserer Reise noch weit merkwürdigere Punkte treffen. Warte mit Deiner Extase, bis Du erst auf den Gletschern des Montblancs oder auf einem Felsen der Appenninen bist, und bleibe nicht einen Tag lang in Bewunderung über einen alten Zwetschenbaum versunken, der ein kleines Bächlein beschattet; es gibt überall Bäume, Büsche, Wiesen und Quellen, nur in den Wüsten Afrika's nicht; so weit werden wir aber auch nicht kommen."

„Mein Freund, entgegnete Friedrich lächelnd, ich habe hier gefunden, was man anderswo vergeblich suchen würde, was mehr werth ist, als alle Wunder der Welt."

Mit diesen Worten zog sich Friedrich in sein Schlafzimmer zurück, um sich zur Ruhe zu begeben, und hörte nicht weiter auf Dubourg, der ihm nachrief: „So sage doch, was Du gefunden hast!... Was Teufels kann er denn gefunden haben, Herr Menard? — Ich denke darüber nach, Herr Baron. — Ach! wenn es das Portefeuille wäre, das man mir in Lyon gestohlen hat!... — Oder Ihre Berline, Herr Baron? — Meine Berline!... O das können Sie sich vorstellen, daß die schon lange verzehrt ist, das heißt, daß sie der Kutscher schon lange verkauft, und das Geld versoffen hat. — Das ist in der That sehr wahrscheinlich... wie Schade! für eine so ehrenwerthe Chaise!... — Was hast Du denn so Reizendes entdeckt? — Vielleicht das Mittel, die Eier im Wagen in der Schale aufzubewahren. — Ach! glauben Sie denn, Friedrich bekümmere sich um etwas der Art!... — Herr Baron, das wäre eine kostbare Entdeckung. Man hatte mir das Recept gegeben, so wie auch eines zum Eierpunsch zu machen, ich war aber so unglücklich, es bei einem Auszug zu verlieren!... — Ich merke schon, wir erfahren nicht, was er gefunden hat, bis er es uns selbst mittheilt. — Ich will mich darüber besinnen, während ich schlafe, Herr Baron. — Und ich will schlafen, während ich mich darüber besinne, Herr Menard."

Am folgenden Morgen machte sich Friedrich wieder in aller Frühe nach dem Dorfe auf. Er ging ins Thal hinab, ließ sein Pferd auf einer Wiese, wo es bis in die Knie im Grase stand, lief schnell auf dem

Seitenpfade ins Gehölz, und in kurzer Zeit befand er sich auf dem Hügel neben Schwester Anna, die bereits ihre Heerde auf die Weide getrieben hatte.

Eine hohe Röthe überzog bei Friedrich's Anblick die Wangen der Jungfrau; sie lächelte ihm zu und bot ihm freundschaftlich ihre Hand hin. Sie hatte ihn schon ungeduldig erwartet, schon in ihrem Innern gedacht: „Kommt er wohl nicht mehr?" ihre Blicke waren immer auf das Thal gerichtet gewesen. Sie kannte zwar Friedrich erst seit zwei Tagen, aber in einem so liebenden und so reinen Herzen mußte die Liebe rasche Fortschritte machen! Sie empfand also schon Liebe für den jungen Fremden ... arme Kleine! ich fürchte für sie! ... ist es aber nicht natürlich? stand sie nicht in einem Alter, wo die Liebe einen allmächtigen Einfluß ausübt? und Friedrich war wohl fähig, ihr diese Leidenschaft einzuflößen.

„Ich bin recht spät gekommen," begann er, „mein Pferd kam meiner Ungeduld nicht zu Hülfe; mir ist so wohl bei Dir, theure Freundin, ich möchte Dich nie mehr verlassen!"

Anna blickte ihn lange Zeit an ... Dann seufzte sie, wies nach der Stadt und schaute auf ihre Hütte zurück, gleich als wollte sie zu ihm sagen: „Wir bleiben stets getrennt! ..."

„Verlasse diese Hütte, folge mir!" rief Friedrich feurig aus, dann trennen wir uns nie wieder."

Die Kleine stand auf, machte eine Bewegung des Schreckens, deutete auf's Neue nach der Hütte und ahmte Margaretha's schwankende Schritte nach; dann schüttelte

sie heftig den Kopf, und in ihren Augen, die von einem himmlischen Ausdrucke strahlten, konnte man die Worte lesen: „Nie, nie werde ich sie verlassen.“

„Ach! vergib mir,“ sagte er, „ich fühle es; ich hatte Unrecht... Dein Herz kann nicht undankbar sein... vergib mir! die Liebe machte mich irre.“

Die kleine Stumme war ihm deßhalb nicht gram, sie kehrte zu ihm zurück, setzte sich neben ihn und ein reizendes Lächeln belebte ihre Züge. Ihre schönen im Winde flatternden Haare streiften Friedrich's Angesicht; sie lachte, als sie ihre Locken von ihm los machte; Friedrich schlang aber seinen Arm um ihre Taille, und zog ihren reizenden Kopf zu sich her. Er wechselte zärtliche Blicke mit dem Mädchen; seine Lippen berührten ihre Wangen, und der süße Hauch der schönen Stummen mischte sich in die Luft, die er einathmete; sind solche Augenblicke nicht die süßesten der Liebe, die glücklichsten des Lebens?

Ein Theil des Tages verstrich auf diese Weise. Friedrich blieb im Walde; Schwester Anna brachte ihm Obst und Milch, damit er nicht nöthig hatte, ins Dorf zurückzugehen. Schon fürchtete sich die Kleine vor seiner Entfernung. Alle Augenblicke eilte sie in die Hütte, um zu sehen, ob Margaretha ihrer nicht bedürfe. Die gute Alte schlief aber lange, und Schwester Anna kehrte immer wieder zu ihrem neuen Freunde zurück.

Gegen Abend blieb das junge Mädchen längere Zeit bei ihrer Pflegemutter. Friedrich ging unterdessen an den Bach hinab und erwartete dort Schwester

Anna's Rückkehr; seine Schreibtafel diente ihm zum Zeitvertreib. Als ihn die Kleine beim Schreiben überraschte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und traurig die Augen zu Boden schlagend, schien sie sagen zu wollen: „Ich bin unwissend und werde immer unwissend bleiben!... Friedrich entgegnete ihr jedoch: „Ich will Dein Lehrer sein... und Dich auf dem Papiere sprechen lehren."

Als die Nacht hereinbrach, trennte sich der junge Mann von seiner Freundin, die ihn traurig bis zu seinem Rosse begleitete, und ihn mit den Augen zu bitten schien: „Komm auch morgen."

Acht Tage verstrichen so: alle Morgen ging Friedrich mit dem Frühroth von Grenoble weg; er nahm das erste beste Pferd, welches er im Gasthofe bekam, und eilte nach Vizille. Den ganzen Tag über blieb er bei Schwester Anna und verließ sie erst Nachts wieder.

Friedrich konnte nicht mehr ohne die junge Stumme leben und Schwester Anna war nur glücklich in seiner Nähe. Die Liebe hatte sich ihres Herzens bemächtigt, ohne daß sie dieselbe zu bekämpfen gesucht hatte; sie hatte sich ihr in so reizendem Lichte gezeigt, daß sie keinen Grund hatte, dieses Gefühl, welches ihr Glück ausmachte, zu unterdrücken! Friedrich besaß alle Eigenschaften, die verführen konnten; er wiederholte ihr unablässig, er liebe sie und werde sie sein Lebenlang lieben; sie zweifelte nicht an seinen Schwüren; sie wußte nicht, was Unbeständigkeit ist. Warum sollte sie Friedrich belügen?... Sie überließ sich der Wonne,

ihn zu lieben . . . konnte ihm auch ihr Mund die zärtlichen Versicherungen und Betheuerungen nicht erwidern, so drückten doch ihre Augen die Empfindungen ihrer Seele aus und ein einziger ihrer Blicke wog die heiligsten Eide auf.

Friedrich wollte Schwester Anna schreiben lehren, aber die Liebe störte seinen Unterricht. Wenn er so dicht neben ihr saß, ihre sanften Züge und ihre hinreissenden Augen bewunderte, so hielt er inne und vergaß seine Absicht. Sie blickte ihn an, lächelte, und man verschob den Unterricht. Friedrich schloß sie in seine Arme . . . seine Sinne geriethen in Flammen . . . allein man ist schüchtern gegen die Unschuld, besonders wenn man wahrhaft liebt. .

Indessen wird auch die verzagteste Liebe kühn; die Gewohnheit, sich zu sehen und beisammen zu sein, die gegenseitige Zärtlichkeit brachte die Liebenden einander immer näher. Sie waren stets allein im Walde . . . Das ist ein sehr gefährlicher Aufenthalt für die Unschuld! konnten sie lange ihrem Herzen und dem sie verzehrenden Feuer widerstehen? . . . Friedrich wagte Alles, und Schwester Anna gab sich ihm ohne Rückhalt und ohne Gewissensbisse hin, denn sie fand es sehr natürlich, das Glück dessen auszumachen, den sie ihr Lebenlang lieben werde.

Friedrich wollte sich im Entzücken seiner Liebe nicht mehr von seiner Geliebten trennen; die acht Stunden, die er zurücklegen mußte, um nach Grenoble zurück und wiederzukehren, raubten ihm Abends und Morgens von der Zeit, die er seiner Freundin widmen

konnte. „Nein," sprach er, „ich will mich nicht mehr von Dir entfernen; keine Stunde, keine Minute ohne Dich sein. Wenn ich nicht ganz bei Dir sein kann, so will ich wenigstens im Walde oder auf dem Rasen bei Deiner Hütte schlafen... werde ich nicht überall gut ruhen?"

Die schöne Stumme hüpfte an den Hals ihres Freundes, küßte ihn, und machte tausend Thorheiten!... alle ihre Bewegungen drückten ihr Glück aus. Er wird sie nicht mehr verlassen, sie folglich unaufhörlich glücklich sein!... Die arme Kleine hielt das für möglich. Plötzlich, wie von einem unerwarteten Gedanken ergriffen, führte sie Friedrich vor die Hütte und zeigte ihm ein Fenster; dies war das Kammerfenster der alten Margaretha; ein bischen weiter hinten war noch ein Fenster... dort stand das Nachtlager der jungen Stummen; sie zog Friedrich nach jener Seite hin, legte sein Haupt auf ihre flache Hand, drückte ihn an ihre Brust und blickte ihn wonnetrunken an... Der junge Mann verstand sie, schloß sie an sein Herz und rief aus: „Ja, ich will bei Dir ruhen, immer bei Dir bleiben!... Ach! wie glücklich werden wir sein!..."

Auf diese Weise entdeckte das junge Mädchen immer schnell, was ihrer Liebe förderlich sein konnte; denn zur wahren Liebe braucht man weder Kunst noch Studium; das Herz ist der beste Lehrmeister. Mehre Male hatte Schwester Anna Friedrich ihrer guten Mutter vorstellen wollen; sie begriff nicht, warum er sich vor den Blicken derselben scheute... aber ihr

Freund sagte hierauf stets: „Margaretha würde Dir nicht dieselbe Freiheit gestatten, wenn sie wüßte, daß ich immer um Dich wäre; sie würde Dir im Gegentheil befehlen, mich zu fliehen und nicht mehr mit mir zu sprechen..."

Diese Worte reichten hin, Schwester Anna von diesem Vorhaben abzuhalten. Ihr verbieten, Friedrich zu sehen... ihr befehlen, ihn zu fliehen! das hieße sie zu lebenslangen Thränen verurtheilen. Sie fühlte wohl, daß sie nicht Kraft genug hätte, zu gehorchen... Es war folglich besser, Margarethen ihr Glück zu verbergen. Mit jedem Tage wurde die gute Alte schwächer, sie verließ beinahe ihren Lehnstuhl nicht mehr, indem sie die meiste Zeit schlief; es war somit sehr leicht, ihr dieses Verhältniß zu verheimlichen.

Die Nacht folgte dem Tage, an welchem Friedrich den süßesten Triumph davongetragen — und das ganze Entzücken einer wahrhaften Liebe genossen hatte. Das einbrechende Dunkel nöthigte ihn, nun nicht mehr den Wald zu verlassen, denn die Nacht sollte im Gegentheil sein Glück noch erhöhen!

Er dachte weder an seine Gefährten, weder an die Unruhe, in die er sie versetzen werde, noch an ihre Verlegenheit, da er das Geld bei sich trug; er machte sich keine Sorgen, daß er ein Pferd bei sich habe, welches dem Wirthe gehöre; denn er sah nur Schwester Anna in der Welt!... Selbst die Erinnernng an seinen Vater störte sein Glück nicht. Die Gegenwart war Alles für ihn; Schwester Anna nahm all seine Gedanken in Anspruch; er hatte nie ein Weib gekannt, welches mit

BoE

ihr verglichen werden konnte. Fände er bei einer Andern so viel Schönheit, Anmuth, Unschuld und Liebe? ... Ihr Unglück machte sie in seinen Augen noch liebenswürdiger. Friedrich war sehr romantisch und faßte die Liebe nicht so leichtsinnig auf, wie der größte Theil der jungen Leute seines Alters, daher muß uns sein Benehmen weniger außerordentlich erscheinen... Auch war die junge Stumme so schön! In der ersten Begeisterung der Liebe wünscht jeder Liebhaber nur eine Hütte, einen Wald, eine Wüste und den Gegenstand seiner Anbetung; dieses Entzücken ist jedoch von kurzer Dauer; wird wohl Friedrich beständiger sein?...

Auf dem Wege, in dessen Nähe sie sich oft niedersetzten, an dem Rande des Baches wartete Friedrich im Schatten, bis sich Margaretha schlafen gelegt hatte. Dann sollte Schwester Anna leise aus der Hütte kommen und ihren Geliebten abholen.

Friedrich band sein Pferd an ein altes, verfallenes Mauerwerk, worin ehemals die Wohnung eines Holzhackers gewesen, und welches ihm jetzt als Stall dienen mußte.

Der Mond, der in seinem vollsten Glanze strahlte, spiegelte sich in dem klaren Wasser des Bächleins und beleuchtete hin und wieder einige lichte Stellen des Waldes. Friedrich lauschte aufmerksam... er paßte auf die Tritte seiner Geliebten... Die Zeit wurde ihm lange... Jede Minute preßte ihm einen Seufzer der Ungeduld aus. Seine Augen suchten die schwarzen Tannen bis zu der Hütte zu durchdringen. Endlich ließ sich ein leises Geräusch vernehmen... Sie war

es!... Er sah sie zwar noch nicht, aber sein Herz verkündete ihm ihr Nahen. Leicht wie eine Hindin, sicher wie der Pfeil des Weidmanns, schön wie das Glück eilte die junge Stumme über die Pfade des Waldes hin, deren geringste Krümmung sie kannte. In einem Augenblicke stand sie neben ihrem Freunde, der einen Kuß auf ihre Stirne drückte, und einige Zeit in ihre Bewunderung versunken blieb: Friedrich war stolz über sein Glück. Der Moment, der Ort, die Freude, welche ihre Züge belebten, das Geheimniß, welches sie umgab, Alles schien Schwester Anna's Schönheit noch zu erhöhen. Ihre nachläßig geflochtenen Haare, von denen ein Theil frei um ihre Schultern flatterte, ihre reizenden Formen, welche ein dünnes Gewand bedeckte, ohne sie zu verbergen, und ihre sanften, liebestrahlenden Augen versetzten Friedrich in ein neues Entzücken.

„Komm ... komm," sprach er, „führe mich!" Die Kleine nahm ihn beim Arme und geleitete ihn durch das Dickicht des Waldes. Bald befanden sie sich vor der Hütte und Friedrich trat in diese demüthige Wohnung ein, welche seinen Augen als der köstlichste Aufenthalt erschien. Er theilte Schwester Anna's Lager! ... Konnte er diejenigen beneiden, die in Palästen schlafen?... Ihr glückliche Liebenden! wir wollen euch eure Wonne genießen lassen!

Siebentes Kapitel.

Dubourg spielt wieder den großen Herrn. — Neue Bekanntschaften.

Am andern Tage nach Friedrich's erster Abwesenheit stand Herr Menard früh auf, begab sich in Dubourg's Zimmer, der eben erwacht war, und rief mit triumphirender Miene aus: „Ich hab' es, Herr Baron, ich bin gewiß, ich habe es. — Was denn? ... Ihr Recept zur Aufbewahrung der Eier in der Schale?... — Nein, aber was den Herrn Grafen gestern so angezogen hat; das Wunder, bei welchem er seinen Tag zugebracht hat... — Bah!... Sie wissen es?... — O! ich wollte darauf wetten. — So sagen Sie es mir. — Das Schloß Bayard ist es, welches in der Umgegend von dieser Stadt im Thale Gresivaudan liegen muß. — Das Schloß Bayard?... meiner Treu, das ist möglich: übrigens wollen wir ihn doch beim Frühstück fragen."

Indeß trug man das Frühstück auf, allein Friedrich erschien nicht. Dubourg rief einem Kellner des Hauses und fragte: „Ist unser Reisegefährte schon ausgegangen? — Ja, mein Herr, seit Tagesanbruch; er hat das erste beste Pferd genommen und ist im Galopp davon geritten. — Abermals fort!... und läßt uns wahrscheinlich wieder den ganzen Tag hier allein! — Ich bin überzeugt, daß das Schloß Bayard ihm den Kopf verrückt... — Hm!... ich fürchte sehr, daß dies irgend ein moderneres Wunder bewirkt. Da wir übrigens nichts Besseres zu thun haben, so wollen wir

die Ruinen dieses Schlosses betrachten und Friedrich dort aufsuchen, was denken Sie davon, Herr Menard? — Herr Baron, ich bin vollkommen Ihrer Ansicht; wir thun aber vielleicht nicht übel daran, wenn wir eine Pastete oder ein Stück Geflügel in den Sack stecken, denn es läßt sich zum Voraus annehmen, daß wir im Schlosse nichts zu essen finden werden. — Sie sprechen wie die Syntax, Herr Menard; versehen wir uns also mit Lebensmitteln, dies ist vielleicht nicht sehr ritterlich, aber jedenfalls sehr klug. Außerdem sind wir ja auch nur aus Liebhaberei Troubadours, und so schön eine Gegend, so imposant eine Ruine auch sein mag, wir gehören einmal zu jenen Wesen, die immer zu essen haben müssen. Ach! Herr Menard, wir sind nicht romantisch!... Es ist ein Glück, daß wir nicht zur Zeit des Amadis und der vier Söhne Haymons geboren sind. — Ja, wahrhaftig, Herr Baron; denn damals wußte man weder das Geflügel mit Trüffeln zu würzen, noch einen Mürbbraten mit geschabter Brodrinde zuzubereiten."

Dubourg ließ sich den Weg nach dem Thale Gresivaudan zeigen, Herr Menard stopfte seine Säcke mit Mundvorräthen voll und unsere Reisenden begaben sich auf den Weg. Man hatte ihnen gesagt, es sei drei kleine Stunden bis zu dem Schlosse; aber alle halbe Stunde schlug Menard dem Herrn Baron einen Halt vor; dieser willigte darein und zog eine Flasche des besten Weines, der in ihrem Gasthause zu bekommen gewesen, aus der Tasche; Menard legte seine Eßwaaren auf einen großen Bogen Papier auf den

Rasen und die Reisenden stärkten sich wieder. Wenn Dubourg schönes Obst sah, so kletterte er auf einen Baum und holte den Nachtisch herunter: dann schnitt er einige Zweige ab, breitete sein Taschentuch darüber her und bildete so in aller Geschwindigkeit ein kleines Zelt, damit sie im Schatten speisen konnten. Dabei rief Herr Menard aus: „Niemand würde vermuthen, daß ein edler Woywode sich zu so etwas hergegeben habe! — Warum nicht? entgegnete Dubourg; die Prinzessin Nausika wusch ihre Wäsche selbst; die Töchter des Augustus spannen das Gewand ihres Vaters; Denis, der Jüngere, war Schulmeister in Korinth; der Sohn des Perseus, Königs von Macedonien, Tischler in Rom; Peter der Große, Zimmermann in Holland; ich glaube somit meiner Würde nicht entgegenzuhandeln, wenn ich ein Zelt in der Dauphiné aufrichte."

Da Herr Menard hierauf nichts zu erwidern wußte, machte er bloß einen Bückling und murmelte: „Variant sententiae."

Endlich gewahrten die beiden Reisenden die Ruinen des Schlosses Bayard, von dem nur noch die vier Thürme stehen; Friedrich trafen sie aber nicht als staunenden Bewunderer vor diesen Mauern.

„Nun! sagte Dubourg, sehen Sie ihn, Herr Menard? — Wen? — Friedrich! — Noch nicht, Herr Baron; wir wollen uns aber setzen und ein wenig anhalten... ich befürchte sehr, daß wir uns leider zum letzten Male werden laben können, denn unsere Vorräthe sind beinahe zu Ende und drei Vier=

Bayerische

theile der Flasche sind geleert. — Wir finden Quellen, Herr Menard. — Aber nicht die von Cana, Herr Baron. — So wollen wir vorläufig die Flasche austrinken und den Kapaun vollends aufzehren. Von hier aus können wir die Gegend herrlich bewundern. Dieses Thal ist reizend... sehen Sie, Herr Menard, jene Berge dort rechts nehmen sich höchst malerisch aus; sie sind mit Schnee bedeckt, sie erinnern mich an mein Karpathengebirge... wo ewiger Schnee liegt; auf jenen Höhen schmilzt er niemals. — Herr Baron, ich sehe, daß wir an unserem letzten Flügel sind, und zittere beim Gedanken an unseren Rückweg ... — Wir kehren irgendwo ein... in einer Mühle z. B., es gibt ja deren viele in dieser Gegend. — Sie haben also Geld, Herr Baron? — Nicht einen Heller, Herr Menard; und Sie? — Eben so wenig! — Teufel, das fängt an, bedenklich zu werden!... Und dieser Friedrich verläßt uns, während er immer das Geld mit sich nimmt, und sich nichts darum bekümmert, wie es uns geht! Ich weiß wohl, daß wir im Gasthof leben können, wo wir Credit haben; aber es ist doch unangenehm, an ein Gasthaus gefesselt zu sein, indeß der Herr spazieren geht. — Thatsache ist, Herr Baron, daß der Spaziergang den Appetit rege macht... — Potz Kukuk! diese Reise kommt mir allmählig langweilig vor, und wenn ich meine Gläubiger nicht fürchten würde... — Ihre Gläubiger, Herr Baron?... — Ich wollte sagen, wenn ich nicht Schuldforderungen von meiner Regierung ins Reine zu bringen hätte... kurz wenn... doch stille... ich

Bayerische Staatsbibliothek

sche Leute... Personen, die ohne Zweifel ebenfalls diese Ruinen besuchen wollen... Die Ankommenden müssen in der Umgegend wohnen, denn man sieht ihnen keinen langen Marsch an..."

Herr Menard hob den Kopf in die Höhe: er sah einen Herrn und eine Dame langsam von der linken Seite her auf das Schloß zugehen. Der Hofmeister schaffte eilends ihr Tischgedeck auf die Seite, indem er das Tischtuch und die Flasche in den Sack schob, dann stand er auf und folgte Dubourg, der sich bereits mit feinem und anmuthigem Wesen den Spazierenden näherte, wodurch Herr Menard an ihre Promenaden in Lyon erinnert wurde, und zu sich selber sagte: „Es scheint, der Herr Baron will sein Incognito nicht mehr beibehalten." Hierauf zog er seinerseits seinen Jabot mehr hervor und nahm auch eine ernstere, würdevollere Haltung an.

Dubourg trug statt des abscheulichen Klapphutes, den man ihm bei der vorgeblichen Marquise von Versac überlassen hatte, einen einfachen, runden Hut, aber die silbernen Eicheln an den Stiefeln hatte er beibehalten, und dabei besonders noch das Talent, seinem Gesichte den Ausdruck zu verleihen, den die von ihm darzustellende Person erheischte. Als er sich in der Nähe der Personen befand, welche die Ruinen betrachteten, hätte man an seinem Wesen, seiner Stimme, seinen Worten und seinen Blicken, die er mit beobachtender Miene umherschweifen ließ, vermuthen können, er sei irgend ein vornehmer Fremder.

Der Herr und die Dame, welche Dubourg, wie

es schien, einholen wollte, waren zwar reich gekleidet, aber man merkte ihnen doch etwas Landstädtisches und hauptsächlich Prätentiöses an. Der Herr, der ungefähr fünfzig Jahre alt sein mochte, hatte gepuderte Haare; er trug den Hut in der Hand, um seine zuckerhutförmige Frisur nicht zu verderben; ein schwarzer Rock, Beinkleider von derselben Farbe und Stulpenstiefel, die bis über die Waden herabfielen, machten seinen Anzug aus, er hatte einen Stock in der Hand, womit er der ihn begleitenden Dame die beachtungswerthen Gegenstände bezeichnete; auf seinem Angesichte lag das Gepräge einer gewissen Genugthuung und Selbstzufriedenheit, verbunden mit einer Miene von Wichtigkeit, die er anzunehmen ohne Zweifel für nöthig erachtete.

Das Frauenzimmer, welches er am Arme führte, war etwa vierzig Jahre alt. Sie mußte hübsch gewesen sein; thörichterweise wollte sie aber auch jetzt noch zwanzigjährig scheinen; und doch sah man trotz ihres Bestrebens, lieblich zu thun, trotz ihres kindlichen Gespräches, ihren hinter den Ohren und unter dem Hute herabwallenden Locken und ihres ganzen tollen Wesens auf den ersten Blick, daß sie volljährig war.

Dubourg ging, ohne Miene zu machen, als bemerke er die Fremden, welche er einfach gegrüßt hatte, auf das Schloß zu; dann stellte er sich, wie wenn er eine Unterhaltung mit Menard fortsetzte, sprach aber dabei so laut, daß er von ferne gehört werden konnte.

„Dieses Schloß erinnert mich an das meines Großvaters, in der Gegend von Sandomir... Sie

wissen, mein lieber Menard, an dasselbe, worin wir eine so lange und so mörderische Belagerung aushielten!...“

Menard starrte Dubourg mit großen Augen an, beeilte sich aber zu erwidern: „Ja, Herr Baron... ich weiß sehr wohl.“

„Jener Thurm dort, fuhr Dubourg fort, gleicht erstaunlich dem östlichen Thurme meines Karpathenschlosses... Es ist mir noch, als ob ich in dem Zimmer wäre, wo der Fürst von Bulgarien immer schlief, wenn er bei meinem Vater zu Nacht gespeist hatte. Ach! mein lieber Menard... ich hoffe Ihnen mit dem berühmten Tokaier aufzuwarten, von welchem ich schon mit Ihnen gesprochen habe...“

„Tokaier von Tekely, Herr Baron? — Demselben ... er ist schon seit hundert und vierundzwanzig Jahren in Flaschen verpfropft!...“

Der Herr und die Dame hörten Dubourg's Worte genau; dieser schritt immer vorwärts, dem Anscheine nach mit der Anschauung des Schlosses beschäftigt, hütete sich aber, sich allzu sehr von Jenen zu entfernen.

Dubourg's Gespräch erregte die Aufmerksamkeit des Herrn; bald malte sich in dessen Zügen ein Ausdruck von Hochachtung und Ehrfurcht; er stieß seine Frau an den Arm, denn sie war es, die ihn begleitete, zeigte auf Dubourg, und trieb sie zu schnellerem Gehen an, um den erlauchten Fremden einzuholen.

Bei einem der Thürme hatten der Herr und die Dame unsere beiden Reisenden erreicht. Dort trat man in das Innere der Ruinen. Dubourg stand stille,

um der Dame den Vorrang zu lassen; der Gatte that ein Gleiches in Beziehung auf ihn; sogar vor Menard verneigte er sich. Nachdem diese Förmlichkeiten beendigt waren, knüpfte man ein Gespräch an.

„Sie bereisen diese Gegend ohne Zweifel zu Ihrem Vergnügen?“ begann der Herr, indem er sich Dubourg näherte. „Ja, mein Herr, ich mache eine Lustreise mit einem meiner Freunde, dem Grafen von Montreville, von dem Sie vielleicht schon sprechen hörten... und Herrn Menard, einem ausgezeichneten Lehrer der schönen Wissenschaften, und im Griechischen vorzüglich bewanderten Gelehrten, der besonders beim Nachtisch Verse macht wie ein Engel.“

Der Herr verbeugte sich vor Menard, welcher große dumme Augen machte, als er hörte, er sei ein Versemacher, sich aber wohl hütete, dem Herrn Baron zu widersprechen.

„Wohnen Sie in dieser Gegend, mein Herr?“ fuhr Dubourg fort. „Ja, mein Herr,“ entgegnete die Dame mit Lächeln. „Wir wohnen dritthalb Stunden von hier entfernt, in Allevard, wo mein Mann ein prächtiges Gut kaufte, nachdem wir den Weinhandel aufgegeben hatten...“

Hier stieß der Herr seine Frau mit dem Ellbogen an, sie aber schien nicht darauf zu achten und fuhr fort: „Ein Geschäft, welches wir nur zu unserem Vergnügen betrieben, denn mein Mann war immer im Besitze eines beträchtlichen Vermögens: man muß übrigens doch Etwas tendiren... — Ei, Madame, ich achte den Handel sehr — besonders den

mit Weinen. Noah hat sicher den Weinstock nicht gepflanzt, damit wir nur trockene Weinbeeren essen sollen. Der hebräische Hauptmann Gideon schnitt selbst sein Korn; Saul war Ochsenhirte; David trieb Schafe auf die Weide; Cincinnatus bebaute sein Feld mit eigenen Händen; der Papst Sixtus Quintus war Schweinshirte; Urban IV. Schuhmacher; ich sehe also nichts Außerordentliches darin, daß Ihr Herr Gemahl mit Weinen handelte."

„Mein Herr... Sie haben vollkommen Recht," sagte der Gatte mit einem Bückling gegen Dubourg; dann flüsterte er seiner Frau leise ins Ohr: „Das ist ein edler Philosoph..."

„Aber seit wir uns zurückgezogen haben, sprach die Dame weiter, gehen wir nur mit den Vornehmsten des Ortes um: der Schultheiß, der Gerichtsschreiber, wahlfähige Gutsbesitzer... lauter angesehene Leute gehören zu unsern Bekanntschaften. Wir leben herrlich; mein Mann ist beinahe der Herr des Ortes."

„Man betrachtet mich in der That als solchen, sagte der Gatte, sich auf seinen Stock stützend. Es hing nur von mir ab, so hätte ich können Unterpräfekt werden, aber ich hätte meinen Wohnort verändern müssen, und das mag ich nicht. Wir sind so angesehen dort! Ich empfange die Vornehmsten bei meinem Mittagessen; wir legen uns auf die Kunst, auf die Musik... ich lerne in diesem Augenblick das Violinspielen, und habe von Paris eine Orgel kommen lassen... meine Frau soll sie spielen... sie hat ein gutes Gehör."

„Potz Tausend! rief Dubourg aus; in Beziehung auf das Gehör, sehen Sie hier Herrn Menard, der eine der schönsten, hohen Baßstimmen hat, die ich kenne!... Was mich betrifft, so spiele ich alle Instrumente.“

„Ach! mein Herr,“ sagte die Dame in süßem Tone, „welches Vergnügen würde es uns machen, Sie zu hören!... Wir haben viele Musikliebhaber in Allevard; der Herr Maire spielt die Baßgeige, und einer unsrer Nachbarn ist sehr stark auf dem Waldhorn. Wenn Sie einige Zeit in dieser Gegend verweilen würden... wären wir sehr geschmeichelt, Sie bei uns aufzunehmen!“

Die Dame begleitete diese Einladung mit einem äußerst zärtlichen Lächeln; Dubourg erwiderte es mit einem vielsagenden Blicke, und der Gatte sah mit einer gewissen Satisfaction und Demuth zu Boden, während Herr Menard in den Augen seines Gefährten zu lesen suchte, was er zu sagen habe.

„Meiner Treu, Madame,“ erwiderte Dubourg nach seinem Liebäugeln, welches beinahe fünf Minuten dauerte, während deren der Gatte den Flug der Schwalben beobachtet hatte, „es wäre sehr wohl möglich, daß ich mit meinen Freunden eine Zeitlang in Grenoble bliebe. Der Herr Graf von Montreville findet ein außerordentliches Wohlgefallen an den Ufern der Isère; ich hänge zu sehr an ihm, als daß ich ohne ihn abreiste. Wir sind wie Orestes und Pylades, nur mit dem Unterschied, daß man uns nie beisammen antrifft, und obgleich man uns am Hofe von

Sardinien erwartet und ich versprochen habe, den Winter am bulgarischen Hofe zuzubringen, so wäre es doch, wie ich kaum gesagt, möglich, daß sich unser Aufenthalt in dieser Gegend etwas verzögern würde; nicht wahr, Herr Menard?"

„Ich bin derselben Ansicht, wie Sie, Herr Baron," entgegnete Menard, und die Dame flüsterte ihrem Manne ins Ohr: „Wie liebenswürdig er ist für einen Baron!" und der Mann antwortete ihr hierauf: „Gerade weil er ein Baron ist, ist er liebenswürdig."

„Um so mehr," versetzte Menard, der noch weit wichtiger that, seit er wußte, daß er nur mit einem ehemaligen Weinhändler spreche, „um so mehr, als der Herr Graf von Montreville, mein Zögling, einen sehr romantischen Kopf hat!..."

„Ach! wie ich... ganz wie ich!" sagte die Dame mit einem an Dubourg gerichteten Seufzer. „Ich bin voll Gespenster und Kobolde; nicht wahr, Herr Chambertin?"

Herr Chambertin (dies war der Namen des Herrn) erwiderte lächelnd: „Ja, meine Frau besaß stets eine große Vorliebe für die Geister. — Bei Ihnen konnte es ihr nicht daran fehlen, fiel Dubourg ein. — Ich hatte deren allerdings stets von vierundzwanzig bis zu sechsunddreißig Graden."

„Sollte Madame einmal nach Polen kommen, sagte Dubourg, so bitte ich Sie, einige Tage in meinem Schlosse in den Karpathen zuzubringen. Dort können Sie Phantome von allen Farben sehen; der Aufenthalt daselbst ist zwar nicht so angenehm, wie

in meinem Palast zu Krakau, aber es ist ein Schloß, das mir nicht um zwei Millionen feil wäre!... obwohl es mir nichts als Schnee einbringt; ich habe übrigens meine Gründe, es zu lieben; nicht wahr, Herr Menard?"

„Ich will es beim Donner glauben, antwortete Menard, ein Schloß, in welchem Sie die Besuche..."

„Still, still, Menard, das hat kein Interesse für Herrn und Madame Chambertin. — Wir bitten um Entschuldigung, Herr Baron, versetzte Chambertin, sich verneigend, wir sind allzu sehr geschmeichelt, die Bekanntschaft eines polnischen Edelmannes zu machen... denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Pole?..."

„Von meiner Geburt an," erwiderte Dubourg, indem er sich abwendete, um Menard Gelegenheit zu geben, ihnen zuzuflüstern: „Das ist der Herr Baron Ladislaus Potoski, Woywode von Rava und von Sandomir."

Als der ehemalige Weinhändler diese Titel hörte, blieb er starr vor Erstaunen stehen, und wagte es nicht mehr, sich vom Platze zu bewegen, während Madame Chambertin ihren Mund auf hundertlei Weise verdrehte und ihr Möglichstes that, dem Woywoden von Sandomir zu gefallen.

„Sie wollen diese Ruinen besehen?" begann Dubourg wieder, nachdem er den Eindruck, den sein Namen hervorgebracht, gehörig hatte wirken lassen. „Ja," erwiderte Herr Chambertin, „wir haben sie noch nicht gesehen, und man muß sich doch auch mit seiner Umgegend bekannt machen. Dieser Bayard

hatte, wenigstens nach den Ueberresten zu urtheilen, ein sehr schönes Schloß... es war aber auch ein sehr musterhafter Herr... — Nicht wahr, es war ein Ritter? fragte Madame Chambertin mit Affektation. — Ja, meine Gute, es war ein tapferer Held zu Ludwig's XIV. Zeitalter!"

Hier hustete Menard, indem er schelmisch nach Dubourg hinblickte; aber Herr Chambertin fuhr fort: „Ich liebe die Alterthümer... die Denkmale früherer Zeiten; Leute von einer gewissen Bildung unterhalten sich dabei. Den Herrn Baron führte ohne Zweifel die nämliche Absicht her?..."

„Meiner Treu, entgegnete Dubourg, wir waren ziemlich übler Laune, als wir Ihnen begegneten: wir machten von Grenoble einen Spaziergang hierher... Man sagte uns, es seien nur drei kleine Stündchen ... ich wollte meine Pferde nicht in dieser bergigen Gegend anstrengen, hoffte aber hier in der Nähe irgend einen guten Gasthof zur Einkehr oder wenigstens eine bequeme Gelegenheit, ins nächste Dorf zu finden; allein ich habe den Landleuten bis zu sechs Dukaten angeboten, mir ein Pferd zu verschaffen, es hat sich aber keiner von den Dummköpfen nur gerührt. Nicht wahr, Menard? — Es ist sehr wahr, Herr Baron, wir haben nicht das Mindeste gefunden..."

„Ach! mein Freund, sagte Madame Chambertin halblaut zu ihrem Gatten, welcher Gedanke!... welche Gelegenheit!... — Ich werde sie ergreifen!" erwiderte dieser und stellte sich in der dritten Stellung vor Dubourg hin: „Herr Baron, wenn Sie es

nicht übel aufnehmen... wenn Sie sich herablassen möchten, bei einem einfachen Gutsbesitzer zu Mittag zu speisen... so wären meine Frau und ich entzückt, einen ausgezeichneten polnischen Edelmann und einen Lehrer der schönen Wissenschaften an unserem Tische zu besitzen. Mein Cabriolet erwartet uns dort in der Nähe mit Lunel, meinem Jockey, in einer Stunde sind wir in Allevard, und heute Abend lasse ich den Herrn Baron mit meinem Cabriolet wieder zurückführen..."

„Sie sind in der That zu liebenswürdig, Herr von Chambertin," entgegnete Dubourg mit einer Verbeugung, während der ehemalige Handelsmann seiner Frau ins Ohr sagte: „Er hat mich von Chambertin genannt. — Ich habe es gehört, mein Freund. — Will er mich vielleicht zum Ritter machen?... — Er scheint mir wohl im Stande, Dich zu Etwas zu machen."

„Ich bin fast geneigt, Ihre Einladung anzunehmen, versetzte Dubourg; ich erhielte dadurch Gelegenheit, die Bekanntschaft liebenswürdiger Personen zu machen. Was halten Sie davon, mein lieber Menard? wird sich Montreville unsertwegen keine Sorgen machen? Glauben Sie, daß wir Herrn von Chambertins Einladung annehmen können?"

„Ganz gewiß können wir das," antwortete Menard, der voll Vergnügen hierüber, ihr papierenes Tischtuch aus der Tasche zog, worin das Geflügel eingewickelt gewesen, und sich das Gesicht damit abwischte, weil er glaubte, es sei sein Taschentuch, und nicht bemerkte, daß er sich ganz mit Kapaunen-Sulz

beschmierte. Allein Herr und Madame Chambertin waren selig vor Entzücken und übersahen es. Einen polnischen Edelmann, einen Woywoden mit zum Essen nehmen! . . . der ein von vor den Namen des Mannes gesetzt und die Frau mit zärtlichen Blicken betrachtet hatte, das war hinreichend, beiden Gatten den Kopf zu verwirren.

„Wir haben aber nicht alle Viere im Cabriolet Platz, sagte Madame. — Mach Dir keinen Kummer, meine Theure, ich nehme Lunels kleines Pferd und lasse ihn hinten aufsteigen; wenn's dem Herrn Baron jetzt gefällig ist . . ."

„Meiner Treu, so wollen wir mitgehen," sagte Dubourg; während er aber der Dame den Arm anbot, fügte er leise hinzu: „Alle Ruinen der Welt sind mir nicht so interessant wie Sie!"

Man begab sich auf den Weg: Dubourg mit Madame am Arme, Herr Chambertin vorauseilend, und Menard hintendrein, sich besinnend, woher der Geflügelgeruch komme, den er immerwährend in der Nase habe.

Als der Weg seitwärts bog, gewahrte man das Cabriolet und den dabei stehenden kleinen Bedienten, der im nämlichen Alter mit seinem Herrn war und eher einem Kellerburschen als einem Jockey gleichsah: er hielt den Zügel eines Thieres in den Händen, welches sowohl durch seine Gestalt als durch seine Ohren die Mitte zwischen Pferd und Esel hielt. Madame Chambertin stieg mit unsern beiden Reisenden in den Wagen.

„Gib mir Deinen Klepper, Lunel! befahl Chambertin. — Und ich, Herr? fragte der alte Jockey. — Du stehst hinten auf die Chaise hinauf. — Sie wissen wohl, daß ich das Gleichgewicht verliere. — Dann folge zu Fuß nach, Dummkopf! der noch nicht einmal auf eine Chaise hinaufstehen kann."

Mit diesen Worten warf sich Chambertin auf's Pferd, gab ihm in Ermangelung einer Reitpeitsche einige Hiebe mit dem Stocke und jagte davon. „Entschuldigen Sie, daß ich vorausreite, rief er Dubourg zu; aber ich muß noch einige Anordnungen treffen. — O! ich bitte Sie, Herr von Chambertin, machen Sie keine Umstände mit uns!" schrie ihm dieser nach. Aber der Gutsbesitzer war schon weit, denn als er sich von Chambertin nennen hörte, flog er pfeilschnell in die Weite.

Dubourg nahm das Leitseil und kutschirte; dies hinderte ihn aber nicht, der Madame Chambertin unterwegs schöne Worte zu sagen, und Menard bemerklich zu machen, er solle sich das Gesicht abwischen. Lunel lief zu Fuß hinter dem Cabriolet drein und wünschte die Fremden zum Teufel, die Schuld daran waren, daß sein Herr seinen Rappen genommen hatte.

Man langte in Allevard, einem hübschen Marktflecken, an, dessen große Anzahl Mühlen, Eisenschmieden und Hüttenwerke ihr Wasser von einem bedeutenden Flusse erhalten. Das Haus des Herrn Chambertin steht rechts vor dem Dorfe. Es ist eine reizende, modern-gebaute Besitzung, und, wie Madame Chambertin sagte, beinahe ein Schloß.

Während des Absteigens in einem recht hübschen mit Tannen beschatteten Hof gratulirte sich Dubourg zu seiner Begegnung und war allmählig der Ansicht, Madame Chambertin habe noch recht angenehme Formen und sehr lebhafte Augen. Was Menard anbetrifft, so dachte dieser, als er die dampfende Küche gesehen hatte, ein Mann, der ein so schönes Gut besitze, verdiene — auch ohne gerade Baron oder Woywode zu sein — doch einige Hochschätzung.

Herr Chambertin ließ die Fremden in einen hübschen Saal zu ebener Erde eintreten, der auf den hinter dem Hause befindlichen Garten hinausführte. Alles zeugte von Reichthum, Ueberfluß und Mangel an Geschmack. Zwei Uhren standen auf einem Kamin, eine andere auf einem Wandgestell und eine vierte auf einem Sekretär. Die Möbeln waren elegant, der Fußboden mit Teppichen belegt, die Wände hingen voll Gemälde und drei Kronleuchter am Plafond.

„Das ist mein kleiner Sommersalon, sprach Madame Chambertin mit bescheidener Miene. Wenn ich gewußt hätte, daß mir die Ehre zu Theil würde, den Herrn Baron zu empfangen, so hätte ich meinen großen Wintersaal einrichten lassen, worin man Raum genug zu drei Contertänzen hat. — Madame, der Saal hier ist größer als wir ihn brauchen! es würde mir auch außerdem leid thun, Ihnen die mindeste Mühe zu machen... es ist reizend hier, in Allem spricht sich der gute Geschmack der Göttin dieses Aufenthaltes aus... — Ach! Herr Baron... es ist wahr, ich habe diesen Salon arrangirt... mein Mann

wollte noch eine Uhr auf diese Ecke stellen... ich fand es aber überflüssig... — Es wäre eine Kunst, hier nicht zu wissen, wie viel Uhr es ist!... Dieser Teppich ist recht geschmackvoll... — Ich habe einen noch schönern in meinem Wintersaale... in Polen müssen die Teppiche aber sehr gebräuchlich sein, Herr Baron? — O! wir haben in Polen Teppiche, die sechs Zoll dick sind... man sinkt hinein, wie in Federbetten, wenn man darüber hinschreitet... ich hoffe, die Ehre zu haben, Ihnen einige Proben davon zuzuschicken... — Ach! Herr Baron!..."

In diesem Augenblick führte Herr Chambertin die ganze Gesellschaft ein, die er in der Eile hatte zusammenbringen können, um mit einem Edelmann in seinem Hause zu Mittag zu speisen. Er hatte nur vier Personen zusammenfinden können: erstens einen alten Dorfnotar und seine Frau, die sich eben hatte zu Tische setzen wollen, als ihr Nachbar herbeieilte, und ihnen ganz außer Athem erzählte, welche Begegnung er gemacht, und welche Ehre ihm zu Theil geworden, den erhabenen Fremden und den Professor der schönen Wissenschaften bei sich zu empfangen.

In Folge dieser Nachricht und der Einladung, in Gesellschaft eines Edelmannes zu essen, rief Herr Bidault (so hieß der ehemalige Notar) sein Dienstmädchen herbei, und sagte zu ihr: „Marianne decke den Tisch ab... stelle die Pastete in den Schrank, das Geflügel in die Speisekammer, den Fisch in den Keller... wir essen heute bei unserem Nachbarn; hebe also Alles gut auf morgen auf."

Und Madame Bidault stürzte vor ihren Spiegel und schrie: „Ei! geschwind, Marianne... bringe mir mein pomeranzenfarbiges Kleid... meinen Hut à la jardinière... meine Spitzenkrause... ich kann doch nicht im Negligé vor diesen Herren erscheinen. Herr Bidault, kleiden Sie sich nicht auch an?... — Meiner Treu, ich werde meinen kastanienbraunen Frack anziehen, das ist das Ganze... Sorg' dafür, Marianne, daß der Fisch frisch bleibt... — Hole mir doch mein Kleid, Marianne!"

Herr Chambertin hielt sich nicht lange auf, sondern setzte seine Einladungstour fort, empfahl übrigens Herrn und Madame Bidault noch dringend, sich nicht lange erwarten zu lassen. Die arme Marianne wußte vor lauter Aufträgen nicht mehr, wo sie den Kopf hatte: sie trug den Hut à la jardinière in den Keller und brachte ihrer Gebieterin statt dessen den Fisch. Endlich nach zwanzig Minuten, die sie für den Herrn und die Frau hin- und herrennen mußte, waren beide Gatten in Stand gesetzt, sich vor dem hohen Fremden zu zeigen. Herr Bidault, der Verse machte, seit er sein Amt verkauft hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, mit dem Gelehrten über Poesie zu sprechen, und Madame Bidault, welche sich für die Gebildetste im Orte hielt, war entzückt, ihre Manieren und Lebensart vor einem vornehmen Herrn zu zeigen.

Vom Herrn Bidault ging Herr Chambertin zum Maire, dieser war aber auf dem Felde, wo er seine Arbeiten leitete und kehrte vor Abend nicht nach Hause

zurück. Chambertin eilte zu dem Notar, der nun Bidaults Stelle einnahm, aber der Notar war auf der Jagd und seine Frau mit dem Einmachen von Früchten beschäftigt, wo sie nicht weg konnte.

Die Zeit drängte jedoch; Chambertin rannte sofort zu einem alten Apotheker von Lyon, der sich nach Allevard, wo er ein hübsches Haus gekauft, zurückgezogen hatte. Er war gerade kein ausgezeichneter Mann, den man einem Woywoden gegenüber setzen konnte, da Einem aber keine Wahl übrig blieb, so mußte man sich mit ihm begnügen; außerdem sprach Herr Fondant sehr wenig, und war somit nicht zu befürchten, daß er Dummheiten äußern würde.

Chambertin trat also in dessen Zimmer und sagte, da er keine Zeit hatte, sich weitläufig zu erklären, in aller Eile zu ihm: „Mein lieber Fondant, ich habe einen großen Woywoden aus Polen und einen ausgezeichneten Schriftgelehrten beim Essen... kommen Sie, ich erwarte Sie ebenfalls dabei...' Machen Sie schnell, es sind Personen vom ersten Range, wir speisen in einer halben Stunde."

Damit jagte Chambertin wieder davon. Er dachte, er könne auch noch seinen Freund Frossard, den Hüttenmeister, einen der reichsten Gutsbesitzer in der Gegend, einladen. Er flog zu ihm. Der dicke Hüttenmeister hatte bereits seine Mahlzeit begonnen, schon seine Suppe und sein Rindfleisch gegessen, als Chambertin in Schweiß gebadet in sein Speisezimmer trat und ihm von ferne schon zurief: „Halt, Frossard... halt ... keinen Bissen weiter!... — Was soll das heißen?"

fragte der dicke Hüttenmeister, sein Messer in die Höhe haltend, mit dem er eben ein fettes Huhn zerlegen wollte. „Keinen Bissen weiter!... diese Schlegel und Flügel werden hoffentlich noch herunter dürfen... ich lasse nur das Gerippe liegen. — Halt, sage ich Dir, mein Freund, Du mußt bei mir essen. — Heute nicht, Du siehst, es ist zu spät... — Es muß sein. — Ich habe schon ein Drittheil meiner Mahlzeit verzehrt... — Das gilt nicht. — Ich fürchte, daß dieses doch der Fall sein wird!... — Ich habe zwei vornehme Herren bei Tische, worunter ein Gelehrter. — Was geht das mich an? — Aus Polen... aus Krakau... einen Baron... einen Professor... — Nun! und dann?... das kann mich doch nicht am Essen hindern. — Ich will Dir die Ehre verschaffen, in ihrer Gesellschaft zu speisen. — Freund, wenn ich nur gut esse, im übrigen ist es mir gleichgültig, ob mit einem Baron oder einem Müller!... — Ei, Freund Frossard, gib erhabeneren Gedanken Raum... — Mein Huhn wird kalt... — Du bekommst bei mir einen köstlichen, gespickten Hasen... auch habe ich eine Gänseleberpastete von Straßburg erhalten... — Ha! der Schurke will mich mürbe machen... — Wir trinken von meinem alten Pomard und von dem Saint-Perey, der Dir so mundet... — Man kann ihm nicht widerstehen... — Kommst Du mit? — Ja, aber nicht wegen Deiner vornehmen Herren und Gelehrten, an denen mir nichts liegt, sondern wegen des Hasens und des Pomards, die mir sehr angelegen sind."

Herr Fondant war der erste, der bei Chambertin anlangte; da aber der alte Apotheker von Natur sehr schüchtern und noch weit verlegener war, weil er vor den beiden Fremden erscheinen sollte, die er nach den wenigen Worten seines Nachbars zu urtheilen, für Prinzen hielt, so harrte er in dem zum Salon führenden Vorzimmer, worin Madame Chambertin sich mit ihren neuen Gästen unterhielt; hier wollte er, da er nicht den Muth besaß, allein hineinzugehen, die Ankunft der andern Gäste abwarten, um sich hinter ihnen hineinzuschleichen.

Herr und Madame Bidault erschienen endlich, sowie der dicke Frossard. Herr Chambertin, der seinem Koche noch einige Befehle zu ertheilen gehabt hatte, trat zuletzt zu seiner Gesellschaft. Man fand Herrn Fondant immer noch im Vorzimmer und Herr Chambertin stellte, seine Salonsthüre öffnend, Madame Bidault dem Herrn Baron vor. Während eines gegenseitigen Austausches von Complimenten und Höflichkeitsbezeigungen zwischen den beiden Gatten und unsern zwei Reisenden, stieß der dicke Frossard, der nicht so viele Umstände machte, Herrn Fondant vor sich her, welcher dem Anscheine nach im Vorzimmer zurückbleiben wollte, und Madame Chambertin verschwand, als sie die Besuche alle empfangen hatte, um sich einen Augenblick mit ihrer Toilette zu beschäftigen.

„Herr Baron, sagte Chambertin, ich habe einige Freunde versammelt, die gleich mir über Ihre Anwesenheit hocherfreut sind ... — Wahrhaftig, fiel

Frossard ein, indem er sich auf einen Sopha warf, es war Zeit, daß Du kamst, mein Lieber; wenn ich das Huhn angeschnitten gehabt hätte, so wäre ich nicht mehr davon weggegangen!... — Der liebe Frossard scherzt immer gerne," versetzte Herr Bidault, den dicken Hüttenmeister auf den Schenkel klopfend, indem seine Gattin bockſteif auf einem Dubourg gegenüberstehenden Lehnstuhl saß, und dieser nachläßig auf einem Kanapee ruhend, einem von seinen Sklaven umgebenen Sultan glich, während der etwas ferner sitzende Menard das gesunde Aussehen des Hüttenmeisters und die ehrfurchtsvolle Miene Fondants bewunderte, der neben einem Fenster Platz genommen hatte, wo drei Viertheile von ihm unter den Vorhängen verborgen waren.

„Wenn ich früher gewußt hätte, daß mir der Besuch des Herrn Barons zu Theil würde, nahm wieder Chambertin das Wort, so hätte ich eine kleine musikalische Soirée... ein kleines Fest angeordnet... Ich schmeichle mir jedoch ein ander Mal hiezu Veranlassung zu finden... — Ach, Herr von Chambertin, Sie machen mich ganz verlegen!... Es wird mir wahrlich leid thun, diese Gegend zu verlassen; und doch wissen Sie, Herr Menard, daß man uns am Hofe von Bulgarien erwartet."

Bei diesen Worten richtete sich Madame Bidault auf und biß sich vor Respekt in die Lippen; und Chambertin betrachtete seine Nachbarn mit einer Miene, welche ausdrückte: „Ich sagte es euch ja;" Herr Fondant verschwand nun gänzlich hinter dem Vorhange.

„Uebrigens gefällt mir diese Gegend äußerst wohl, fuhr Dubourg fort, und die liebenswürdige Gesellschaft, die ich daselbst antreffe, fesselt mich noch mehr an sie."

Bei diesem Complimente standen Alle auf und verbeugten sich. Hinter dem Vorhang geschah eine ähnliche Bewegung. „Ich glaubte doch den Herrn Fondant gesehen zu haben, sagte der Hüttenmeister; was Teufels ist denn aus ihm geworden!..."

„Ich bin hier, antwortete der ehemalige Apotheker mit heißerer Stimme, indem er seinen Kopf ein wenig hinter den Gardinen hervorstreckte. — Und was thun Sie dort, eine Stunde von uns entfernt?... rücken Sie doch näher, Herr Fondant... Nun, was gibt es Neues in Lyon... was spricht man dort?"

Herr Fondant war bis über die Ohren hinauf roth geworden: er bemerkte, daß ihn die Fremden betrachteten. Er zog sein Nastuch aus der Tasche, schneuzte sich, rückte seinen Stuhl näher herbei und stammelte endlich, indem er der Sicherheit wegen durch die Nase sprach: „Es sei heute heiß gewesen!"

Zum Glück trat Madame Chambertin ein, und ihr Erscheinen gab dem Gespräche eine andere Wendung. Sie hatte ein leichtes, faltiges mit Spitzen garnirtes Musselinkleid angezogen, war in bloßen Haaren, was ihr minder gut stand, hatte aber prächtige Brillantohrringe und ein Halsband von feinen Perlen an, wodurch sie den Augen Dubourg's sehr verführerisch vorkam; er ging auf sie zu, reichte ihr die Hand und drückte ihr zärtlich die Fingerspitzen; dies wurde

ihm mit einem halben Lächeln erwidert, dem ein unterdrückter Seufzer folgte.

Herr Bidault näherte sich Herrn Menard, welchen er für den Gelehrten hielt und schwatzte einige Phrasen aus dem „Parfait Notaire“ an ihn hin, die er mit kleinen Versen aus dem Musenalmanach ausschmückte. Herr Menard, welcher, indem er sich nach Dubourg modeln wollte, bisweilen dessen anmaßenden Ton annahm, lächelte herablassend gegen Bidault, und rief mit Emphase aus: „Studia adoles centiam alunt, senectutem oblectant!“ und Herr Bidault, der über den fünf Gesetzbüchern den Cicero vergessen hatte, antwortete ihm durch das Präsentiren einer Prise.

Lunel, welcher eine Art englischer Jacke angezogen hatte, in der er einem Limosiner glich, meldete, daß das Essen aufgetragen sei.

Alle standen auf. Dubourg reichte Madame Chambertin den Arm, Herr Frossard bot den seinigen der Madame Bidault an; die übrigen folgten; Herr Fondant schloß den Zug.

Man begab sich in einen recht hübschen Speisesaal. Der Tisch war reichlich gedeckt. Herr Menard bemerkte mit Vergnügen, daß viererlei Beilagen aufgetragen waren, was immer eine gut angeordnete Mahlzeit andeutet. Der Baron erhielt seinen Platz zwischen Madame Bidault und Madame Chambertin; gegen die letztere wendete sich Dubourg aber häufiger, und die hohe Röthe, die bisweilen die Wangen der Hausfrau färbte, hätte auf die Vermuthung bringen können, ihr erhabener Tischgenosse pflege auch unter dem Tische ein Verständniß mit ihr.

Menard saß zwischen Bidault und Herrn Fondant. Der eine citirte ihm bei jeder Gelegenheit ellenlange Verse, der andere beschränkte sich darauf, ihm fortwährend einzuschenken, und Herr Menard wendete sich weit öfter gegen den Apotheker, als auf die Seite des alten Notars.

Beim zweiten Gange fing Dubourg, der dem Pomard seines Wirthes tüchtig zugesprochen hatte, mit stets wachsender Laune von seinen Schlössern und Gütern in Polen und in der Bretagne zu sprechen an; er vermischte die Gebräuche Rennes mit den Sitten zu Krakau und die Erzeugnisse seines Landes mit dem Schnee des Karpathengebirges. Aber die Gesellschaft, die über seine Erzählungen nicht genug staunen konnte, sperrte Augen und Ohren vor Verwunderung auf. Der dicke Frossard hatte seine Freude an dem Baron, weil er das Trinken verstand, und betrachtete in Menard einen ausgezeichneten Gelehrten, da er sehr vernünftig über die Zubereitung der Speisen zu reden wußte. Herr Bidault war selig, sein Dichtertalent geltend machen zu können; seine Frau hielt sich für eine Schönheit, weil Dubourg sie versichert hatte, sie habe Aehnlichkeit mit dem Fräulein von Scuderi; auch Herr Fondant fühlte sich aufgeheiterter, weil Niemand auf ihn achtete; Herr Chambertin schwamm im Entzücken, weil ein adeliger Herr an seinem Tische saß, und Madame Chambertin liebäugelte, weil sie dieser adelige Herr stets mit seinen Knieen berührte.

Gegen neun Uhr Abends erhob man sich von Tische.

Alle hatten sich bemüht, dem Herrn Baron die Stange zu halten, die Einen aus Liebhaberei, die Andern aus Höflichkeit, so daß am Ende keiner mehr fest auf den Beinen war; die Damen allein hatten ihre Fassung beibehalten, denn bei Tische verlieren sie selten den Kopf.

Trotz des Weindunstes behielt Dubourg Geistesgegenwart genug, zu bedenken, daß sie sechs Stunden von Grenoble entfernt seien und jetzt dahin zurückkehren müßten. Herr Chambertin schlug seinen Gästen ein Nachtquartier vor, wenn man aber blieb, so mußte man etwas treiben; Herr Bidault und der Hüttenmeister hatten bereits nach den Karten gegriffen, und Dubourg, den es schwer ankam, dem Reize des Spieles zu widerstehen, begriff, daß er ohne Geld in der Tasche eine lächerliche Figur spielen würde. Es war also besser, sich zu entfernen und ein ander Mal wiederzukehren. Herr Frossard hatte ihn bereits zu einem Trictrac aufgefordert, Dubourg, der sich hierin besonders stark wußte, hoffte von dem dicken Hüttenmeister einen Theil seines Verlustes wieder zu gewinnen, den er bei den Betrügern von Lyon erlitten hatte.

Menard fühlte sich so behaglich bei Herrn Chambertin, daß er gerne die Nacht in dessen Hause zugebracht haben würde, und Madame Chambertin, die vielleicht noch andere Gedanken im Rückhalt hatte, wollte den jungen Woywoden nicht fortlassen. Dieser aber hatte seine Gründe, auf seinem Entschlusse zu beharren. Als Herr Chambertin sah, daß seine Bitten

fruchtlos waren, befahl er Lunel, das Cabriolet anzuspannen, um den Herrn Baron und seinen Gefährten nach Hause zu führen.

Dubourg verabschiedete sich von seinem Wirthe und dessen Frau, und versprach ihnen, in Kurzem auf einige Tage zu ihnen zu kommen. Hiedurch wurde die Betrübniß über seine Abreise etwas gemildert. „Vergessen Sie nicht, Herr Baron, daß ich mich auf Ihr Wort verlasse, sagte Chambertin mit einem tiefen Bückling zu Dubourg. — Wir hoffen auf Sie...“ fügte Madame mit einem letzten Blicke bei, der es hinlänglich ausdrückte. Dubourg trat statt der Erwiderung mit seinem Stiefel auf den Fuß ihres Gatten, den er für den ihrigen hielt, drückte innig die Hand seines Wirthes und nannte ihn seinen lieben Freund von Chambertin.

Doch Lunel und das Cabriolet harrten, Dubourg und Menard stiegen hinein und fuhren Grenoble zu.

Das Rütteln des Gefährtes schläferte Menard ein, und da Dubourg Niemand hatte, dem er seine Gedanken hätte mittheilen können, so sprach er bei sich selbst: „Diese Bekanntschaft wird mir sehr angenehm sein und in die Eintönigkeit unseres Aufenthaltes zu Grenoble etwas Unterhaltung bringen: die guten Leute halten mich für einen großen Herrn, dies ist aber kein Fehler, ich kann ja auch so aussehen. Madame Chambertin hat noch Feuer in den Augen... ihr Gatte einen vortrefflichen Wein und eine gute Tafel... dieser dicke Hüttenmeister ist so reich, wie ein Krösus und scheint gerne ein Spielchen zu machen.

Ach! der Teufel, wenn ich jetzt die Kasse noch zu verwalten hätte! welche Gelegenheit, unsere Verluste zu ersetzen!... Ich bin überzeugt, er versteht das Trictrac nicht!... ein Mann der Art würde fünf bis sechstausend Franken verlieren, ohne nur darauf zu achten... und dieser Friedrich, der uns nicht einen Heller Geld läßt, und seine Zeit wer weiß wo zubringt! ... ich muß durchaus wissen, was er alle Tage treibt ... ich muß doch über ihn wachen, da es dieser arme Menard nicht riskirt, ihm ein Wort zu sagen. Eine schöne Aufsicht, die ihm da der Herr Graf mitgegeben hat!"

Man kam sehr spät in Grenoble an. Menard erwachte, wie der Wagen stille stand, und stieg aus. Als Dubourg den alten Lunel mit dem Hute in der Hand vor sich stehen sah, suchte er aus Gewohnheit in all seinen Taschen; da er aber nirgends etwas fand, strich er Lunel, der auf seine Belohnung wartete, mit der Hand um's Kinn, gab ihm einen kleinen Schlag auf die Wange und sagte: „Gut, Lunel... adieu, mein Freund, ich bin sehr zufrieden mit Dir!"

Damit mußte der alte Jockey heimkehren, brummte aber auf dem ganzen Rückwege vor sich hin: „Ein sauberes Trinkgeld, das mir der Pole gegeben hat!"

Achtes Kapitel.

Besuch im Walde.

Als Dubourg und Menard an dem auf das Mittagessen zu Allevard folgenden Morgen erwachte, war Friedrich schon lange wieder fort. Dubourg sagte daher: „Wir wollen heute Abend auf ihn warten, und mit ihm sprechen; worauf Menard erwiderte: — Ja, Herr Baron, Sie müssen mit ihm sprechen.“

Aber wir haben gesehen, daß Friedrich sehr lange bei Schwester Anna blieb, bis er sich endlich entschloß, ganz bei ihr zu bleiben. Von Vizille nach Grenoble sind es vier Stunden; das nächste beste Pferd, dessen sich Friedrich Morgens bediente, war Abends nicht besser, wenn es gleich den ganzen Tag stand, weil diese Miethpferde selten gut zu reiten sind. Daher brauchte das Thier oft drei Stunden von Vizille zurück und Friedrich spornte es dann nicht, weil es ja nicht der Hinweg zu Schwester Anna war.

Friedrich kehrte also sehr spät zurück; Dubourg schlief, nachdem er mit Menard seine Piketpartie gemacht hatte, das einzige Spiel, welches der ehmalige Hofmeister spielte, allmählig über den Karten ein, denn da beide Herren kein Geld hatten und nur auf's Wort spielten, so geriethen sie nie in Leidenschaft, obwohl Herrn Menard die Tabaksdose des Königs von Preußen zu Gebot stand, und er alle Augenblicke eine Prise nahm, um einige Aehnlichkeit mit Friedrich II. zu haben.

Wenn Dubourg gähnte, so schlug Herr Menard

dem Baron vor, sich schlafen zu legen; und man verschob es auf den folgenden Tag, mit Friedrich zu sprechen; aber auch dieser ging vorbei, ohne daß man ihn zu Gesicht bekam.

Mehrere Tage verstrichen auf diese Weise. Dubourgs Ungeduld wuchs; er brannte vor Begierde nach Allevard zurückzukehren, seine Eroberung ganz zu machen und mit dem Hüttenmeister zu spielen. Herr Menard seinerseits wünschte nicht minder lebhaft wieder einmal von Herrn Chambertins Pomard zu trinken und neben Herrn Fondant zu sitzen, der ihm so fleißig einschenkte.

Man konnte übrigens nicht zu Fuße nach Allevard gehen; man mußte sich auf eine Art zeigen, die dem angenommenen Range entsprach; man mußte vor allen Dingen auch Geld in der Tasche haben, wenn man Theil am Spiele nehmen wollte. Herr Menard war von der Nothwendigkeit desselben nicht so sehr überzeugt, da es der Herr Baron aber für unumgänglich hielt, so stimmte er natürlich mit diesem überein.

Man mußte aber Friedrich durchaus sehen.

„Beim Kukuk! rief Dubourg aus, diesen Abend wollen wir ihner warten, und um nicht einzuschlafen, werden wir die ganze Nacht Punsch trinken, wenn es sein muß; was halten Sie davon, Herr Menard? — Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, Herr Baron, nur müssen wir einen Butterkuchen dazu haben. — Viere sogar, wir spielen sie heraus, und Friedrich muß sie bezahlen.“

Der Abend kam; eine ungeheure Bowle Punsch und eine mit Kuchen beladene Platte wurden gebracht. Die Herren setzten sich zum Spiele und tranken oft dazu, um nicht einzuschlafen, wodurch sie aber im Gegentheil nur um so schläfriger wurden. Nachdem Jeder beinahe eine halbe Bowle getrunken und eine Masse Backwerk dazu gegessen hatte, ließen sie den Kopf auf den Tisch sinken: „Ich bin matsch, sagte Dubourg. — Auf dem Tische," fügte Menard gähnend hinzu.

Sie erwachten mit dem Anbruch des Tages höchst unzufrieden, eingeschlafen zu sein; aber Friedrich konnte noch nicht ausgegangen sein, und sie eilten zu ihm. Dubourg schrie ihm, rief ihn, man antwortete nicht; er ging in den Hof hinab und erkundigte sich nach seinem Freunde. — „Er ist heute Nacht gar nicht nach Hause gekommen, antwortete der Stallknecht. — Nicht nach Hause gekommen! rief Dubourg aus, weißt Du es gewiß. — O! ja, mein Herr! weder er noch das Pferd. — Teufel, sagte Dubourg, das wird beängstigend... seit gestern nicht heimgekommen ... das ist sehr sonderbar."

Er ging wieder hinauf und theilte diese Neuigkeit Herrn Menard mit; und dieser sagte endlich, nachdem er eine Viertelstunde darüber nachgedacht hatte: — Was denken Sie davon, Herr Baron? — Ei! potz Donnerwetter, diese Frage mache ich ja an Sie, Herr Menard! — Ich wage vorläufig keine Vermuthung, Herr Baron ... dies ist meine ganze Meinung. — Sie hat viele Aehnlichkeit mit der Meinung Bridoisons."

Man wartete den ganzen Tag auf Friedrich, der nicht zurückkehrte. Dubourg war in Sorgen wegen seines Freundes; Menard zitterte für seinen Zögling und dem Gastwirth wäre es mächtig bange um sein Pferd gewesen, wenn er nicht den Reisewagen als Pfand gehabt hätte.

Am folgenden Morgen, sobald der Tag graute, erschien Dubourg mit dem Hute auf dem Kopfe vor Menards Bett, und sprach: „Auf, wir müssen Friedrich finden... — Wir wollen ihn finden, Herr Baron. — Um ihn finden zu können, müssen wir ihn suchen. — Das dachte ich eben, Herr Baron. — Sie wären aber dessenungeachtet sehr ruhig in Ihrem Bett liegen geblieben. — Ich wartete auf Ihren Rath. — Der ist, uns sogleich auf den Weg zu machen. Das Aussehen und Wesen dieses jungen Mannes ist von solcher Art, daß er bemerkt werden muß, und man uns sicher den Weg anzugeben weiß, den er eingeschlagen hat, verloren kann er nicht sein."

Wir wollen es hoffen... was würde der Herr Graf, sein Vater, zu mir sagen?... — Stehen Sie also auf und kommen Sie mit mir."

Menard kleidete sich an, frühstückte und folgte Dubourg, der zwei Pferde satteln hieß, die der Wirth nur mit Murren hergab, weil die Zeche dieser Herren allmählig den Werth ihres Reisewagens überstieg. Endlich saßen sie auf. Menard sagte seinem Begleiter zum Voraus, daß er nur Schritt reiten werde, und Dubourg entgegnete ihm, daß man, wenn man Nachforschungen anstellen wolle, nicht sehr eilig vorrücke.

Sie erkundigten sich vor ihrem Weggehen aus dem Gasthause, welchen Weg Friedrich einschlage, und man bezeichnete ihnen denselben. Auf der ganzen Strecke hatte man den jungen Reisenden gesehen, der alle Morgen im st rksten Galopp vorbeiritt und Abends ganz langsam zurückkehrte. Dubourg und sein Gefährte erlangten bald die Gewißheit, daß Friedrich alle Tage nach Vizille reite.

„Was treibt er wohl dort? sagte Dubourg. — Er wird irgend eine interessante Gegend entdeckt haben. — Ich glaube eher ein interessantes Gesicht. — Was, Herr Baron, Sie meinen... — Ja, gewiß; Friedrich ist nicht so närrisch, daß er nur Bäume und Berge bewunderte; er suchte längst ein Herz, das mit ihm sympathisirte, eine liebende Seele, gleich der seinigen; kurz, ein Weib, welches ihm gefalle; wer weiß, ob er nicht irgend eine recht einfache, recht naive, junge Bäuerin gefunden hat, die ihm den Kopf verdrehte?..."

„Ich wette, er ist noch einmal in die Karthause gegangen. — Herr Menard! bedenken Sie, daß Friedrich erst einundzwanzig Jahre alt ist. — Erinnern Sie sich, Herr Baron, daß die Weiber ihn schon betrogen haben und er Paris verlassen hat, um sie zu fliehen. — Ist das ein Grund, sie nicht mehr zu lieben? Außerdem, Herr Menard, flieht man nur, wenn man fühlt, daß man nicht lange Widerstand leisten kann. — Herr Baron, Joseph floh die Potiphar nicht aus Furcht zu unterliegen. — Herr Menard, Joseph ließ sich doch endlich hinreißen, denn

seine Nachkommen haben das Land Canaan bevölkert.“

Während dieser Erörterung kamen die Herren nach Vizille. Sie erkundigten sich im Dorfe nach Friedrich, aber die mit ihren Arbeiten beschäftigten Landleute hatten den jungen Mann, der nur zweimal im Gasthause gespeist hatte, wenig beachtet: wir wissen ja, daß er mit Schwester Anna im Walde aß. Man hatte allerdings mehrmals einen jungen Reisenden gesehen, aber nicht beobachtet, wohin er seine Schritte gewendet, noch was er im Dorfe gemacht habe. Dubourg und sein Gefährte entfernten sich aus Vizille, ohne irgend etwas bezweckt zu haben. — Alles ist verloren! rief Menard einmal über das andere aus; mein Zögling wird von Wölfen aufgefressen, oder von Räubern umgebracht worden sein... oder ist er beim Anblick der untergehenden Sonne in einen Abgrund gestürzt! ... Armer Friedrich! Du warst so sanft, so liebenswürdig, so unterrichtet!... es bleibt mir nichts übrig, als Dich zu beweinen!... Qualis populea mœrens Philomela sub umbrâ, amissas queritur foetus!...
— Ei! nein, Herr Menard, Friedrich wurde weder getödtet noch aufgefressen!... Wir wollen nicht Philomelen gleichen, die ihre Jungen beklagte, sondern uns darum bekümmern, auszukundschaften, wohin sich der junge Mann begeben hat... Ei, aber... sehen Sie! hier ist, glaub' ich, ein Thier, das uns Nachricht über ihn geben könnte!“

Die Reisenden waren aus dem Dorfe heraus in das Thal hinabgekommen und befanden sich jetzt am

Saume des Waldes; Friedrich's Pferd irrte auf den nach dem Thale führenden Pfaden umher.

„Das ist ein Pferd, sagte Menard. — Ich erkenne es an jenem weißen Flecke, ich habe es schon im Hofe von unserem Gasthaus gesehen, es ist Friedrich's Pferd. — Und es ist allein... ohne Reiter!... Ein neuer Beweis, Herr Baron, daß der junge Mann ein Opfer seiner Unbesonnenheit geworden; das Pferd wird seinen Herrn abgeschüttelt haben!... mein Zögling ist todt! Er hat gewiß Berge besteigen wollen! Nox erat!... und wird dabei nicht zu Boden gesehen haben... Alles ist verloren! — Ich glaube eher, Friedrich ist hier in diesem Gehölze und vom Pferde abgestiegen, um ungenirt herumgehen zu können... Wir wollen es auch so machen, damit wir ihn suchen können... wollen aber klüger sein als er und unsere Pferde an eine dieser Tannen binden." Dubourg und sein Begleiter stiegen vom Pferde herunter und gingen zu Fuß in den Wald hinein. Herr Menard hielt gleich sein Taschentuch vor's Gesicht, weil er fürchtete, Friedrich todt oder verwundet anzutreffen; Dubourg schritt aufmerksam, um sich herschauend, voran. Bald kehrte sich der Letztere gegen Menard um und sagte mit frohlockender Miene zu ihm, während er mit dem Finger auf einen Rasenhügel deutete: „Hier, sehen Sie, ob mich meine Vermuthungen täuschten; das ist das Meisterwerk, welches Friedrich bewundert."

Herr Menard folgte der ihm bezeichneten Richtung und sah unter einem dichten Buschwerk seinen Zögling nachläßig auf dem Grase ausgestreckt, ein junges,

reizendes Mädchen in den Armen haltend, dessen Haupt an der Brust ihres Geliebten ruhte, und die beide Arme um seinen Hals geschlungen hatte.

„Sie hatten Recht, Herr Baron, sagte Menard nach einem Augenblicke des Staunens, das ist nicht die Karthause!... das ist etwas Moderneres. — Das junge Mädchen scheint mir reizend... — Mir auch, Herr Baron. — Dieser Schelm von Friedrich! ... er ist eben nicht ungeschickt, ein so hübsches Gesichtchen an diesem einsamen Orte zu finden... Glauben Sie jetzt noch, daß er die Weiber flieht? — In diesem Augenblick scheint es nicht so. — Gehen Sie, Herr Menard, wenn gleich Friedrich sentimental ist, so ist er doch ein Mann, wie ein anderer; wir müssen ihm aber unser Compliment machen... — Das würde ihn stören, Herr Baron. — Potz Kukuk, er bringt ja den ganzen Tag hier zu, er hat schon Zeit zum Lieben."

Dubourg und Menard traten näher; beim Geräusch ihrer Tritte kehrte sich Friedrich um und erblickte sie. Die Kleine erhob ihre Augen; als sie die beiden Fremden gewahrte, schmiegte sie sich noch enger an Friedrich an, und schien, indem sie ihren Kopf im Schooße ihres Geliebten barg, in seiner Nähe jeder Gefahr Trotz zu bieten.

„Bravo! mein lieber Friedrich, bravo! rief Dubourg lachend. Nun begreife ich, warum Du so früh aufstehst! In der That, Deine Eroberung ist reizend... und das scheue Wesen erhöht das Pikante ihrer Physiognomie noch."

Die junge Stumme blickte, nachdem sie Dubourg betrachtet hatte, auf Friedrich, und schien ihn zu fragen, was das heißen solle.

Friedrich stand auf... die Kleine auch, lief ihrem Geliebten nach und hängte sich an ihn, während sie ängstlich nach den beiden Fremden spähte; sie schien zu befürchten, man raube ihr den Geliebten; aber Friedrich beruhigte sie, küßte sie zärtlich und bat sie, im Garten bei der Hütte auf ihn zu warten. Schwester Anna gehorchte ihm nur ungern, sie trennte sich ängstlich von ihm... er versprach ihr aber wiederholt, bald nachzukommen. Das junge Mädchen deutete mit der Hand auf die Fremden und in ihren Blicken lag der Ausdruck: „Du gehst nicht mit diesen fort." Er küßte sie noch einmal, sie war ruhiger und entfernte sich endlich, kehrte sich aber noch oft um, und blickte Friedrich liebevoll, die beiden Neuangekommenen aber mit Betrübniß an.

„Sehr hübsch... auf Ehre, sehr hübsch, wiederholte Dubourg, ihr nachschauend. Und Herr Menard murmelte zwischen den Zähnen: Wenn ihre Sprache ihrem Gefieder gleicht, so ist sie der Phönix unter den Bewohnern dieses Waldes."

„Was suchen Sie hier, meine Herren?" fragte Friedrich, mißlaunig auf sie zutretend. — Was wir suchen?... Dich, beim Kukuk! Dich, der sich von uns abwendet, und uns ohne Geld in einem Gasthof läßt, um mit einer kleinen Bäuerin zu scharmuziren ... die zwar allerdings sehr hübsch ist, das muß ich bekennen, worüber Du aber doch Deinen Freund

und Deinen ehrenwerthen Hofmeister nicht vergessen solltest."

Friedrich gab keine Antwort, er schien in tiefes Nachdenken versunken. „Herr Graf, begann Menard, indem er sich Friedrich achtungsvoll näherte, es ist gewiß jedem Manne erlaubt, schwach zu sein: Adam war es gegen Eva!... freilich konnte er es damals gegen keine andere sein; Abraham gegen Hagar; David gegen Bathseba; Simson gegen Delila; und da ein Mann wie Simson unterlag, wie könnten wir widerstehen, die wir keine Simsone sind!... indessen aber, Herr Graf, est modus in rebus; man muß eines neuen Attachements wegen nicht Alles vergessen, was man sich selbst schuldig ist, und den Rang nicht völlig außer Acht setzen, den das Schicksal uns zuertheilt hat. Auch hat Sie der Herr Graf, Ihr Vater, diese Reise nicht unternehmen lassen, damit Sie wie ein Wilder im Walde leben sollen... daher bin ich der Meinung... — Mein lieber Menard, sagte endlich Friedrich, aus seiner Träumerei erwachend, und wie es schien, ohne auf seines Hofmeisters Rede zu erwidern; ich habe meinem Freunde, dem Baron, etwas sehr Wichtiges mitzutheilen; ich kann es nur ihm anvertrauen... haben Sie daher die Gefälligkeit, einen kleinen Spaziergang im Thale zu machen... wir werden Ihnen bald nachfolgen. — Herr Graf, ich kann Ihnen nichts verweigern; ich erwarte Sie vertrauensvoll." Damit verließ Menard den Wald und dachte: Meine Mercuriale hat ihre Wirkung hervorgebracht: der junge Mann sieht sein Unrecht ein:

er wird es bereuen und mit dem weißen Stabe in der einen und dem Zügel seines Pferdes in der andern Hand zurückkehren wie der verlorene Sohn.

Kaum hatte sich Menard entfernt, so eilte Friedrich auf Dubourg zu. „Warum hast Du unsern Mentor hierher geführt, warum verfolgst Du mich in diesen Wald? ... bin ich nicht mehr Herr meiner Handlungen? — Vor allen Dingen ist der Mentor nicht zu fürchten; außerdem mußten wir doch wissen, was aus Dir geworden ist, da Du keine Nachricht mehr von Dir gabst; und abgesehen davon, konnte ich mir denn einbilden, daß es Dir mit einer Liebelei gehe, wie dem rasenden Roland! ... — Eine Liebelei! ... nein, Dubourg, das ist eine wahre Leidenschaft, die ewig dauern wird! ... nie habe ich so glühend geliebt! ... nie ein Wesen gefunden, welches meiner Liebe so würdig war. Ach! Dubourg, wenn Du das Herz dieses herrlichen Kindes kennen würdest! ... alle Falschheit der Welt ist ihr fremd! ihre Seele ist schön und rein wie ihr Antlitz. Ach, mein Freund, nicht in Paris, nicht in den glänzenden Sälen der Hauptstadt fände sich ein Weib, das mich so liebte wie sie. — Wohlan, Du bist verrückt! ... und ich sehe wohl, es wird mich Mühe kosten, Dich zur Vernunft zu bringen. Das junge Mädchen schien mir sehr hübsch, sie mag meinetwegen ein Phönix sein; was gedenkst Du aber anzufangen? Du wirst doch wahrscheinlich nicht Dein Lebenlang in diesem Walde bleiben wollen? — Ach! ich will Schwester Anna nicht verlassen! ... — Nun! so nimm Deine Schwester Anna mit, sie soll uns

begleiten, wir wollen sie dem armen Menard als eine Baronin vorstellen, wenn Dir etwas daran liegt; ich will das auf mich nehmen; aber kehre aus diesen Tannen zurück, unter deren Schatten Du am Ende ein Orangoutang würdest. — Das kann nicht sein. Das junge Mädchen hat in dieser Hütte eine gute Frau, die sich seit ihrer Kindheit ihrer angenommen hat und kann sich nicht von ihr trennen. — Nun, da hast Du ja eine ganze Familie auf dem Halse... — Geh mit Menard wieder nach Grenoble zurück, Dubourg, in einigen Tagen komme ich euch nach... aber jetzt kann ich sie nicht verlassen... — Ich soll wieder nach Grenoble gehen!... glaubst Du, ich amusire mich mit Deinem Hofmeister, ohne mich irgendwo zeigen zu können?... — Ach! ich vergaß!... nimm diese Brieftasche... sie enthält unser Vermögen... nimm, thue was Du willst. Ich habe einige Louisd'ors bei mir, die sind hinreichend für mich... — Aber, wahrhaftig, mein armer Friedrich, Du bist wahnsinnig!... im Walde zu leben und mit Deinem kleinen Landmädchen den zärtlichen Schäfer zu spielen!... — Ach! sie ist kein gewöhnliches Weib... wenn Du wüßtest... die arme Kleine!... doch nein, ich will Dir nichts sagen!... Du verstehst mein Herz nicht ... leb wohl, Dubourg. — Du willst es; ich gebe nach. Ich nehme die Kasse mit mir und lasse Dich zurück. Ich kenne die Männer, ich habe mehr Erfahrung als Du: ehe vierzehn Tage vergehen, bist Du dieser Lebensweise satt, und kommst wieder zu uns... — Ja, wenn Schwester Anna mir folgt..

— Du kommst ohne sie, ich weiß es gewiß... auf Wiedersehen; liebe, so lange es Dir gefällt, liebe den ganzen Tag, liebe die ganze Nacht, liebe so viel, daß Du in vierzehn Tagen genug daran hast."

Nachdem Dubourg die Brieftasche zu sich gesteckt hatte, ging er rasch ins Thal hinab, wo er Menard ruhig bei ihren Pferden sitzend antraf. „Schnell auf, zu Pferd! rief er ihm mit fröhlichem Tone zu. — Wie zu Pferd? ich sehe ja den Herrn Grafen nicht. — Er ist bei seiner Schönen geblieben. — Er bleibt und wir gehen? — Allerdings, denn da wir keine Liebe in diesem Walde haben, könnten wir uns langweilen. — Aber, Herr Baron, ich verstehe das nicht. — Herr Menard, ich handle als ein Mann, der das menschliche Herz und besonders das eines jungen Mannes kennt. Hätten wir Friedrich's Wünschen entgegengestrebt, so wäre er im Stande gewesen, eine Narrheit zu begehen; lassen wir ihn statt dessen seiner Neigung folgen! Ich stehe Ihnen dafür, daß in längstens vierzehn Tagen die Glut seiner Leidenschaft gedämpft ist und seine Vernunft zurückkehren wird. Unmöglich kann die Flamme bei einem dreiwöchigen Zusammensein fortwährend lodern!... die Liebe ist ein Feuer, welches sich selbst verzehrt, weil man nie klug damit zu Werke geht. — Meiner Treu, Herr Baron, ich bin allmählig der Ansicht, daß Sie Recht haben... — Vorwärts, zu Pferd, Herr Menard, es lebe der Frohsinn! Morgen führe ich Sie zum Mittagessen, zu unserem Freunde von Chambertin. — Wirklich, Herr Baron? — Und verspreche Ihnen, daß

wir einen Einzug ins Dorf halten wollen, der Sensation erregen wird. — Ich begreife Sie zwar nicht, Herr Baron! aber Sie wissen die Sachen so vortrefflich einzurichten, daß ich mich ganz auf Sie verlasse."

Damit spornte Menard, den die Aussicht auf den folgenden Tag bei Herrn von Chambertin mit Jubel erfüllte, zum ersten Mal in seinem Leben (zwar nur mit den Fersen) sein Pferd an und trabte neben Dubourg einher.

„Es ist doch Schade, sagte er unterwegs, daß mein Zögling diese neue Bekanntschaft gemacht hat! ... ein Weib verleitet den Mann oft zu großen Dummheiten!... Cato behauptet, Weisheit und Vernunft seien mit dem Geiste des weiblichen Geschlechtes unvereinbar. — Bah! Herr Menard, Cato hatte wahrscheinlich Unglück in der Liebe! — Der heilige Bernhard heißt das Weib: Organum diaboli. — Und Confucius sagt dagegen, die Seele des Weibes sei das Meisterwerk der Schöpfung. — Juvenal behauptet, es existire kein Wesen, für welches die Rache süßer sei. — Das beweist, Herr Menard, daß sie einige Aehnlichkeit mit den Göttern haben. — Und Origenes sagt endlich: Das Weib ist der Schlüssel zur Sünde. — Ich habe bisher geglaubt, sie sei nur das Schloß dazu. — Agnes Sorel schwächte den Muth Karls VII. — Und ein anderes Weib belebte ihn wieder. — Johanna von Neapel ließ ihren Gatten erwürgen. — Johanna Hachette hat Beauvais gerettet. — Alles wohl erwogen, Herr Baron, sehe ich ein, daß es sich im Gleichgewicht verhält."

So zogen unsere Reisenden vorwärts gegen Grenoble, indem sie sich über die Weiber stritten, eine Erörterung, die sie hätte weit führen können, ohne daß sie am Ende klarer über ihren Gegenstand gewesen wären, als zuvor; denn ein Gelehrter hat behauptet, das Herz eines Weibes habe so viele Falten, als Sandkörner im Meere seien, und dieser Gelehrte muß die Zahl der Sandkörner im Meer sehr genau gekannt haben; kommen wir auf Friedrich zurück.

Dieser athmete freier, als er Dubourg sich entfernen sah; bald hörte er den Hufschlag der Pferde, die seine beiden Gefährten heimwärts trugen. Dann kehrte er eben so glücklich als Crates, der, nachdem er all sein Geld ins Meer geworfen hatte, ausrief: „Ich bin frei!“ mit großen Schritten nach der Hütte zurück, weil er sich, seit er sich Dubourg's und Menard's entledigt hatte, nun auch für unabhängiger in seiner Liebe zu der jungen Stummen hielt. Friedrich, sah nur die Gegenwart, an die Zukunft dachte er nicht! er war aber erst einundzwanzig Jahre alt und leidenschaftlich verliebt.

Schwester Anna harrte zitternd im Garten; die alte Margaretha schlief, die Kleine konnte sich ohne Rückhalt den Gefühlen hingeben, die ihr Herz bestürmten. Die Anwesenheit dieser beiden Männer, welche Bekannte von Friedrich waren, versetzte sie in eine Unruhe, die mit jedem Augenblicke zunahm. Ohne ihren Freund zu leben, schien ihr nunmehr unmöglich. Die Liebe war das Leben dieser Feuerseele, welche in der Einsamkeit des Waldes nicht daran gewöhnt

worden war, ihre Leidenschaft zu beherrschen. Ihr liebendes Herz flog dem Manne entgegen, der zu ihr gesagt hatte: „Ich liebe Dich." Aber durch ihre Hingebung verband sich Schwester Anna auf ewig mit ihm. Friedrich hatte sie das Glück kennen gelehrt und ihre vom Unglück gebeugte Seele erhoben; wenn ein Weib sieht, daß es gefällt, erwacht es zum Leben. Was bliebe ihr übrig, wenn sie schon im sechzehnten Jahre auf diese Hoffnung verzichten müßte? Friedrich war ihr Alles; und bis zu diesem Augenblicke hatte sie die Liebe für das Glück der Erde gehalten . . . es gibt aber kein dauerndes Glück, besonders in der Liebe nicht. Kaum waren einige selige Tage verflossen und schon empfand die arme Kleine die Qualen, welche dieses Gefühl nach sich zieht! ... Endlich kam Friedrich zurück... sie eilte nicht... sie flog in seine Arme... ihre Augen schauten umher: er war allein und sie um so glücklicher. „Nein, sagte ihr Geliebter, sie an sein Herz drückend, nein, ich verlasse Dich nicht... wo fände ich ein schöneres, treueres, liebenswürdigeres Weib!... Was bekümmere ich mich um ihr Gerede!... was liegt mir an einer Welt, die mir gleichgültig ist!... Hier finde ich mein Glück... Nein, mein Vater selbst könnte mich nicht zur Entsagung von Dir bewegen!..."

Ein Kuß, den er auf die reizenden Lippen des jungen Mädchens drückte, besiegelte das eben geschlossene Bündniß. Die Nacht brachte mit ihren Schatten noch süßere Augenblicke herbei, sie vereinigte die beiden Liebenden auf einem Lager; und Friedrich wieder=

holte in den Armen des Wesens, welches ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen überhäufte: „Nein, ich verlasse Dich nie!..."

Nach Verlauf von acht Tagen verflossen unserem Verliebten die Stunden zwar nicht mehr so schnell... die herzlichen Liebkosungen der armen Kleinen füllten ihm die Zeit nicht mehr ganz aus... er fühlte einen Drang nach Beschäftigung, und sah ein, daß man nicht ewig am Rande eines Baches träumen könne.

Acht Tage später ging er ins Thal hinab; stieg auf das Pferd, welches er bei sich behalten hatte, und sah sich ein wenig in der Umgegend um, er wolle auch, sagte er zu Schwester Anna, die nöthigen Lebensmittel herbeiholen... an solche Dinge hatte er aber im Anfang seines Aufenthaltes nicht gedacht.

Nach weitern acht Tagen richtete er seine Blicke Grenoble zu... Es wunderte ihn, daß sich Dubourg nicht nach ihm erkundige, und auch Menard ihn vergesse!... Ich glaube sogar, er war heimlich böse darüber. Liebte er vielleicht Schwester Anna nicht mehr?... O freilich, Friedrich liebt sie noch immer! ... aber die Zeit!... Denn, wie Dubourg sehr richtig bemerkt hat, es gibt keine Liebe, die einem dreiwöchigen Zusammensein Trotz böte.

Wir wollen übrigens keine Voraussetzungen machen, sondern ihn bei der jungen Stummen lassen, die ihn noch so heiß liebte wie am ersten Tage, weil... Ach! mein Gott, fragen Sie ein Frauenzimmer hierüber, und kehren wir wieder zu Dubourg zurück, dem abermals die Reisekasse zur Verfügung stand.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 29

Stuttgart 1844

P.o.gall. 2569 l-29
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101598-1